

# bsz

bärner studizytig

AZB CH-3012 Bern

bärner studizytig #21 Oktober 2020

- **Wahlumfragen: Ein Blick in die Kristallkugel**
- **Hochjagd: Wenn der Hirsch läuft**
- **Neutralität: Eine Illusion?**
- **Faderukka: Studienbeginn auf Norwegisch**
- **Harari: Ein Historiker trifft den Zeitgeist**
- **Sommermomente**
- **Tinder: It's a Match!**
- **Im Gespräch mit Professorin Irmi Seidl**
- **SUB-Seiten: Klimastreik im Wandel der Zeit**



tanz  
—  
**LA DIVINA  
COMEDIA**

**Uraufführungen**  
ESTEFANIA MIRANDA  
NACH DANTE ALIGHIERI  
Ab 01. November 2020, Stadttheater

Tanzcompagnie Konzert Theater Bern  
Berner Symphonieorchester

**MIT LEGI**  
50% im VV  
Last-Minute-  
Billette 15,-

—  
Unter dem Patronat des

BERNER  
THEATERVEREIN  
BTHV

—  
**KONZERT  
THEATER  
BERN**

www.konzerttheaterbern.ch

© Gregory Batardon

# Editorial

## #21

### Liebe Freund\*innen outdoorlastiger Tinderprofile

Der Mensch ist kein Hirsch, aber auch er zeigt sich gerne draussen im Wald. Halt nur online und ohne Brunftschreie, aber gleichwohl zu Paarungszwecken. Sensationslustig ist das Journalist\*innenvolk immer auf der Jagd nach dem nächsten Skandal. Das nahmen wir beim Wort und gingen wirklich auf die Jagd: Hirsche schieessen im Prättigau, nach Traumtypen swipen im Netz, Kommiliton\*innen bewerfen mit Mehl. Erlegen konnten wir einiges: Einen Hirschstier (Hirsch-Stier, nicht Hirschs-Tier), unser letztes Fünkchen Hoffnung, die Schweiz sei tatsächlich ein neutraler Staat, oder das Gefühl, Yuval Harari wisse wirklich, was die Zukunft bringt.

Stolz blicken wir auf unsere Beute nieder, während uns Irmi Seidl erklärt, wie Kapitalismus funktionieren könnte, ohne dass die Welt untergeht. Wobei, eigentlich ist es gemütlicher, in altbekannt verklärter, rückwärtsgewandter Romantik einfach in den Erinnerungen an die süssen Sommermonate zu schwelgen. Und sowieso, wer würde schon nicht gerne einmal mit einem nassen norwegischen Teebeutel gesalbt?

Wem das Ganze noch nicht absurd genug ist, der\*die erfährt im Leitartikel, was mexikanische Netflix-Drogendealer mit Schweizer Kampffjets und Zahnpasta-Werbung zu tun haben.

Much love,  
Eure *studizytig*-Redaktion

drhingerglüeslet 4

– Ein Blick in die Kristallkugel

häregluegt 8

– Wenn der Hirsch läuft

höcheri äbeni 14

– Neutralität: eine Illusion?

ännet dr gränze 15

– Studienbeginn auf  
Norwegisch

vonanggno 20

– Ein Historiker trifft  
den Zeitgeist

plegeret 22

– Sommermomente

inägspienzlet 24

– It's a Match!

plöderlet 28

– ... mit Professorin Irmi Seidl

wärweisete 34

grümschelichichte 35

SUB-Seiten 36

– Klimastreik im  
Wandel der Zeit

– Das Schweizer  
Minus an Erasmus +

– Be better:  
Wissenschaft rebranded

Titelbild:  
Janine Schneider

PIZZERIA RISTORANTE  
**MOLINO**

**20%  
RABATT  
FÜR SCHÜLER &  
STUDENTEN**

**ZEIT FÜR  
EINE LERNPAUSE?!**

PIZZERIA RISTORANTE MOLINO, WAISENHAUSPLATZ 13, 3011 BERN  
T: 031 311 21 71 | BERN@MOLINO.CH

## Beratungsstelle der Berner Hochschulen

### Coronavirus: Aktuelles Angebot

Wir bieten Ihnen – gerade auch in Corona-Zeiten – psychologische Unterstützung an! Die Beratungen finden vor Ort und - je nach Bedarf - auch telefonisch oder online statt. Termine können während der Bürozeiten telefonisch oder persönlich mit dem Sekretariat vereinbart werden.

Die Angebote der Beratungsstelle sind vertraulich und kostenlos.

### Beratung / Coaching

Wir führen persönliche Beratungen durch zu den Themen: Studiengestaltung (Studienplanung, Studienfachwechsel und Fächerkombination, Alternativen zum Studium, Koordination von Studium und Erwerbsarbeit, Studium und Familie, Studienfinanzierung), Arbeits- und Lerntechniken, Laufbahnplanung und Berufseinstieg, Konflikte in persönlichen und studienbezogenen Beziehungen, Schwierigkeiten, Krisen und persönliche Entwicklung.

Die Mailberatung für Studierende (bei Sachfragen und persönlichen Anliegen) finden Sie auf unserer Website (unter «Beratung/Coaching»).

### Information

Sie finden umfangreiche Infos, Tipps und Downloads auf unserer Website zu Lern- und Studienkompetenzen, zur Studienfinanzierung (inkl. Wegweiser), zu verschiedenen Studienphasen (Studienbeginn, Übergang Bachelor-Master, Doktorat) sowie zum Berufseinstieg (Kompetenzprofil, Standortbestimmung, Berufsfelder, Stellensuche, Bewerbung, Vorstellungsgespräch).

Zu studienbezogenen und psychologischen Themen (z.B. persönliche Entwicklung, Beziehungen, Depressionen, Ängste, Konflikte) finden Sie auch Fachliteratur in unserer **Bibliothek**.

### Workshops

Wir bieten Workshops an zu: Lern- und Arbeitstechniken, Referatskompetenz, Prüfungssituation, wissenschaftliches Schreiben, Stressbewältigung, persönliche Entwicklung und Sozialkompetenz, Berufseinstieg, Laufbahnplanung (siehe Programm auf unserer Website).

**Beratungsstelle der Berner Hochschulen, Erlachstrasse 17, 3012 Bern**  
Tel. +41 31 635 24 35  
E-Mail: [beratungsstelle.bernerhochschulen@be.ch](mailto:beratungsstelle.bernerhochschulen@be.ch)  
Website: [www.beratungsstelle.bernerhochschulen.ch](http://www.beratungsstelle.bernerhochschulen.ch)

Montag bis Freitag 8.00 - 12.00 und 13.30 - 17.00 Uhr (Freitag bis 16.30 Uhr)  
Die Bibliothek ist am Mittwochvormittag geschlossen.

# Ein Blick in die Kristallkugel

Mit ein wenig Manipulation die Hochrechnungen verfälschen und schon gewinnt die verlierende Partei doch noch. So stellt die Netflix-Serie «Narcos» einen Wahlkampf in Mexiko 1988 dar. Doch ist es wirklich so einfach, das Wahlverhalten der Bürger\*innen zu beeinflussen? Ein Einblick in die Welt der Wahlumfragen.

*Präsidentschaftswahlen in Mexiko 1988: Der Chef des Guadalajara-Kartells, Miguel Ángel Félix Gallardo, und die Wahlkampfleiterin des Partido Revolucionario Institucional PRI treffen sich in einem schicken Restaurant. Umfragen deuten auf einen Gewinn des oppositionellen Kandidaten hin. Ein Problem für das Kartell und den PRI gleichermaßen: Ersteres finanziert die Partei, letztere bietet dem Kartell politischen Schutz. Doch Félix Gallardo hat einen Plan. Er schlägt vor, die ersten Hochrechnungen am Wahltag zu Gunsten des eigenen Kandidaten zu manipulieren. «Wenn man der Masse sagt, dass ihr Kandidat am Verlieren ist, verlassen die Menschen ihr Haus nicht. Dann hat man ihnen die Hoffnung genommen. Die Leute wollen auf den Sieger setzen. Wer wählt schon einen Verlierer?» Eine Manipulation der Wahl, ohne einen einzigen Wahlzettel zu manipulieren, lautet die Strategie. Mit Erfolg: Am Wahltag geht der PRI-Kandidat entgegen den Vorwahlumfragen als Sieger hervor.*

## Underdogs, Favorit\*innen und Mitläufer\*innen

Bereits vor den Wahlen oder Abstimmungen geben uns Umfragen eine Vorstellung von ihrem Ausgang. So

sehen wir schon heute, wer im Rennen um den amerikanischen Präsidentschaftstitel vorne liegt oder wissen um die aktuelle Zustimmung zu Initiativen und Referenden, auch wenn es gelegentlich zu Überraschungen kommt. Die Narcos-Fiktion wirft die Frage auf, ob solche

## Mehrere Vorstösse im Parlament forderten mehr Transparenz und sogar ein Verbot.

Stimmungstests die Wahl- oder Abstimmungsergebnisse beeinflussen – und zwar auf problematische Art und Weise. Eine reale Sorge: In gewissen Staaten dürfen deswegen einige Tage vor Wahlen oder Abstimmungen keine Umfragewerte mehr veröffentlicht werden. Auch in der

Schweiz führen Umfragen immer wieder zu politischen Diskussionen. Mehrere Vorstösse im Parlament forderten in der Vergangenheit ähnliche Regeln wie im Ausland, mehr Transparenz oder sogar ein Verbot. So schrieb die Staatspolitische Kommission in einer Motion aus dem Jahr 2010: «Die Auswirkung von Umfragen und Prognosen vor Wahlen und Abstimmungen auf die Meinungsbildung und Mobilisierung der Stimmbürgerinnen und Stimmbürger ist seit vielen Jahren umstritten.» Politikwissenschaftler\*innen beschäftigen sich schon lange mit dieser Problematik. Gehen die Menschen weniger an die Urne, wenn Umfragen ihrer Partei eine Niederlage voraussagen, wie das im Beispiel von Narcos der Fall ist («Defätismus-Effekt»)? Oder führt das zu einer «Jetzt-erst-recht» Haltung und einer verstärkten Mobilisierung («Underdog-Effekt»)? Ähnliches gilt für die Favorit\*innen. Schlafen die mutmasslichen Gewinner\*innen vor lauter Selbstsicherheit lieber aus, statt wählen oder abstimmen zu gehen («Lethargie-Effekt»)? Oder möchten alle auf den Gewinner\*innenzug aufspringen und wenden sich von den wahrscheinlichen Verlierer\*innen ab («Bandwagon-Effekt»)?

## Mit Methoden der Marktforschung zur richtigen Vorhersage

Die Ursprünge der modernen Wahlumfragen liegen fast 100 Jahre zurück. Ein Meilenstein waren die Präsidentschaftswahlen 1936. Damals stellt sich Franklin D. Roosevelt zur Wiederwahl. Die Welt ist in Aufruhr. «In Europa sind die autoritären Regimes an der Macht und wir befinden uns ein paar Jahre vor dem Zweiten Weltkrieg», schildert Lionel Marquis von der Universität Lausanne den damaligen Kontext. In den USA hat Roosevelt mit dem New Deal auf die Wirtschaftskrise reagiert. Dieser beinhaltet umfangreiche Sozialleistungen und Infrastrukturprojekte

## Entgegen der Einschätzung des Literary Digest gewinnt Roosevelt haushoch.

– ein nie da gewesener Richtungswechsel in der amerikanischen Politik. «Es bestand somit ein besonderes Interesse daran, den Wahlausgang vorherzusagen», so Marquis.

Die bekannte Zeitung Literary Digest tippt auf einen Sieg des republikanischen Kandidaten Alf Landon. Seit 20 Jahren liegt sie mit ihren Prognosen richtig und reitet auf einer Erfolgswelle.

Sie stützt sich auf Umfragen bei Telefon- und Autobesitzern, deren Adressen leicht zugänglich sind. 2,3 Millionen Menschen geben der Zeitung Auskunft über ihre Wahlabsicht.

Dieses Mal sollte sie sich jedoch täuschen. Roosevelt gewinnt haushoch. «Die Listen des Literary Digest waren nicht repräsentativ», erklärt Marquis die Ursache der

Beeinflussen die Resultate von Umfragen unser Abstimmungsverhalten?





Entgegen der SRG-Trendumfrage sagte die Stimmbevölkerung am 25. September 2016 Nein zu einer «Grünen Wirtschaft».

falschen Prognose. Telefon- und Autobesitzer gehörten zum wohlhabenderen Teil der Gesellschaft, wählten tendenziell republikanisch und nahmen eher an den Umfragen teil. Umgekehrt verhielt es sich mit denjenigen, die vom New Deal profitierten.

Die falsche Voraussage des Literary Digest war zugleich die Geburtsstunde der modernen Wahl- und Marketingumfragen. Mit Roosevelt gewinnen auch drei Meinungsforscher namens George Gallup, Elmo Roper und Archibald Crossley. Im Vorfeld der Wahlen führten sie ihre eigenen Umfragen durch und setzten alle drei auf die Wiederwahl des demokratischen Amtsträgers. Im Unterschied zum Literary Digest bedienten sich die drei rudimentärer statistischer Methoden, die sie von der Marktforschung her kannten. «Auch sie lagen ziemlich daneben», betont Marquis. «Aber sie sagten den richtigen Gewinner voraus und das machte den Unterschied aus». Während das Literary Digest ein paar Jahre später pleite ging, etablierten die drei Forscher ihre Umfrageinstitute, die noch bis heute zu den grössten weltweit gehören und in dutzenden Ländern Ableger haben.

«Für die Medien besitzen sie Neuigkeits-Wert.»

## Umfragen und deren Veröffentlichung sind damit ein wichtiges Instrument einer Demokratie.

### Treffsichere Prognose oder Diskussionsanstoss?

Auch in der Schweiz führen gleich mehrere Institute politische Umfragen durch. Weshalb tun sie das? Laut der gfs.bern, welche im Auftrag der SRG die vergangenen Abstimmungsumfragen erhob, helfen die Zahlen eine evidenzbasierte Diskussion über die öffentliche Meinung zu führen. Gleichzeitig dienen sie den Parteien als Indiz für ihre Position im Rennen um Macht und als Barometer dafür, was die Bürger\*innen bewegt.

Ähnlich sieht das die Auftraggeberin der Studie, die SRG. Ihr zufolge ist die Veröffentlichung von Umfrageresultaten in erster Linie ein Informationsmittel für das Publikum. Gleichzeitig lenken sie die Aufmerksamkeit der Bevölkerung auf die anstehenden Abstimmungen oder Wahlen und dienen als Diskussionsgrundlage. Umfragen und deren Veröffentlichung seien damit ein wichtiges Instrument einer Demokratie. Dabei gehe es nicht darum, eine Prognose zu erstellen, sondern vielmehr eine Momentaufnahme der Stimmung in der Bevölkerung wiederzugeben und die Bürger\*innen zum Diskutieren und schliesslich zum Wählen oder Abstimmen zu bewegen.

### Beschränkter Nutzen für die Parteien

Wie sehen das die Parteien? Nutzen sie die die Stimmungstests, um ihre Wahlkampfstrategie anzupassen? Sowohl die SP als auch die FDP sagen auf Anfrage, dass sie die Resultate jeweils aufmerksam verfolgen. «Die Umfragen werden als Kommunikationsmoment verwendet, um die Komiteemitglieder oder Kandidierenden zu motivieren, sich stärker zu engagieren», sagt der Kommunikationsverantwortliche der FDP, Martin Stucki. Ähnlich klingt es beim Medienverantwortlichen der SP, Nicolas Haesler: «Oft nutzt die SP Umfrageergebnisse, um am Tag deren Erscheinens medial darauf zu reagieren und die eigene Wählerschaft



Obwohl Umfragewerte auf ein Nein hindeuteten, wurde die Masseneinwanderungsinitiative am 9. Februar 2014 angenommen.

zu animieren.» Beide teilen jedoch mit, dass Umfragen wenig Einfluss auf die Strategien ihrer Parteien haben. Selber gäben sie nur selten Umfragen in Auftrag. Laut Stucki sei das lediglich bei überparteilichen Kampagnen mit knappem Ausgang der Fall. Und zwar, «um Anpassungen vorzunehmen oder Effekte unserer Werbemassnahmen zu messen.»

### Höchstens ein bisschen Opportunismus

Forschende konnten bisher kaum nachweisen, dass Umfragen das Resultat von Wahlen oder Abstimmungen verändern. So konnten der niederländische Politologe Tom W.G. van der Meer und seine Kolleg\*innen in einer Studie aus dem Jahr 2016 zu den holländischen Wahlen keinen «Underdog-Effekt» beobachten. Dennoch kommt es immer wieder zu überraschenden Kehrtwenden am Stichtag, wie beispielsweise bei der Masseneinwanderungsinitiative 2014 oder der Trump-Wahl 2016. Beim «Bandwagon-Effekt» ist die Situation komplexer. Die Umfrageresultate alleine zeigen kaum einen Einfluss auf das Wahlverhalten. Positives Framing hingegen – also wenn sich eine Partei bewusst anhand einer Umfrage als Gewinnerin darstellt – kann durchaus dazu führen, dass noch mehr Wähler\*innen auf den Gewinner\*innenzug aufspringen. Die Strategie Félix Gallardos, seine Partei fälschlicherweise als vermeintliche Gewinnerin zu präsentieren, scheint daher

strategisch nicht ganz falsch zu sein, auch wenn seine Art des positiven Framings unlauter ist.

Statt den Umfragen sehen die Vertreter der Umfrageinstitute andere Faktoren als wichtiger für die Wahlbeteiligung an. «Die meisten Änderungen in der Wähler\*innenstärke von Parteien resultieren aus Mobilisierungseffekten. Das heisst, diejenigen Parteien gewinnen,

## Kampagnen und soziale Bewegungen sind für den Wahlausgang viel entscheidender.

welche die meisten Sympathisant\*innen an die Urne bringen», sagt Bruno Wüest von sotomo. Auch sie durften schon Umfragen für die SRG durchführen. Befragungen seien jedoch nicht der wichtigste Faktor im Wahlkampf, ergänzt Wüest. Kampagnen und soziale Bewegungen sowie die allgemeine Themenkonjunktur seien dafür viel entscheidender. Das hätten beispielsweise die Klima- und Frauen-Wahl vom letzten Jahr gezeigt.

### Survey sells

Umfragen bringen einen Funken Sachlichkeit in den sonst emotionalen Wahl- und Abstimmungskampf. Machen sie die Politik damit langweili-

ger? Obwohl die Ergebnisse laut Lukas Golder von gfs.bern immer präziser werden, kommtgelegentlich Spannung auf. Dies zeigte jüngst die Abstimmung zum Jagdgesetz und der Kampffjetbeschaffung, wo es bis zum Ende knapp blieb. Richtig lagen dabei die Trendeinschätzungen von gfs.bern bei vier von fünf Vorlagen. Nur bei der Kampffjetbeschaffung unterschätzten sie die Dynamik einer Schlussmobili-

sierung, so Golder. Gleichzeitig vermutet Lionel Marquis einen gewissen Selbstläufer-Effekt, was die Beliebtheit von Umfragen angeht. «Für die Medien besitzen sie Neuigkeits-Wert», man könne sich ihnen nur schwer entziehen. «Für die Kandidat\*innen ist es ein Mittel gegen die Ungewissheit», so Marquis. Und schliesslich dienen den Politiker\*innen Umfragen als Argument: Wer die eigene Position mit der öffentlichen Zustimmung untermauern kann, hat einen Vorteil. Neben einer sachlicheren Debatte erfüllen Umfragen somit auch instrumentelle Zwecke. **text: céline honegger, fabio peter; bild: céline honegger**

# Wenn der Hirsch läuft

## Dem Jagdinstinkt gefolgt – eine Studentin zwischen Schusslärm und Stille auf der Bündner Hochjagd.

Es ist später Nachmittag und die Brunftschreie der Hirsche ertönen im ganzen Tal, als ich zum ersten Mal in meinem Leben zur Jagd aufbreche. Die Brunft hat hier im Prättigau noch nicht einmal richtig begonnen und schon jetzt ist das Röhren der Hirsche allgegenwärtig. Jägerin Sändy, Rucksack und Gewehr über der Schulter, geht mir voraus die Weide hinunter. Von der Jagdhütte aus sind es nur knappe zwanzig Minuten bis zum Jagdsitz, wo wir heute Abend ansitzen werden, in der Hoffnung, einen Hirschen, ein Reh oder vielleicht auch eine Gams zu sehen und – im besten Fall – erlegen zu können. Also Sändy natürlich, nicht ich. Die Jägerin widerspricht den gängigen Klischees des alten, bärtigen Jägers von Kopf bis Fuss. Von Beruf Coiffeuse und Visagistin, trägt Sändy lange schwarze Fingernägel, Permanent-Make-Up und hat zwei kleine Kinder. Seit sieben Jahren geht sie auf die Jagd, bevorzugt auf Hirsch, weil sie deren Fleisch am liebsten mag. In diesem Jahr konnte sie zum ersten Mal zusammen mit ihrem Ehemann in die Jagdhütte von Kurt und Nina, einem befreundeten Jägerhepaar. Zusammen mit einer Kommilitonin bin ich auch zum ersten Mal auf dieser Jagdhütte, auf einer Jagdhütte überhaupt. Wir arbeiten zusammen an einem Forschungsprojekt über die Hochjagd in Graubünden. Aber anthropologische Theorien und Methodologien scheinen plötzlich weit entfernt auf dieser morastigen Weide mit der eindrucklichen

Schesaplana-Bergkette vor Augen. Und um ehrlich zu sein: Ich bin etwas nervös, unsicher, wie ich mich richtig zu verhalten habe, unsicher, wie ich reagieren werde, falls wirklich ein Tier geschossen wird. Auch wenn ich schon oft mit Jäger\*innen über diese Momente gesprochen habe.

### Die Verwandlung

Wir überqueren eine Brücke und erreichen den Wald im Talboden. «Ab hier müssen wir leise sein», meint Sändy und schleicht voraus zwischen den licht gestreuten Fichten hindurch. Kurz vor der Lichtung hält sie an, weist mich auf eine grüne Blache hin, die im Abendlicht aufflackert. Da ist der Sitz. Jetzt ziehen wir uns schweigend um. Und plötzlich wird mir ganz ernst zumute. Vor meinen Augen vollzieht sich eine Verwandlung, als Sändy einen grünen Pullover, Jacke, eine den ganzen Kopf und Mund bedeckende Mütze und zum Schluss grüne Handschuhe anzieht. Plötzlich steht vor mir nicht mehr die junge, quirlige Coiffeuse, sondern eine hochkonzentrierte Jägerin. Auch ich habe ein dunkles Stirnband und Handschuhe mitgebracht. Hirsche und Rehe sehen zwar im Vergleich zu Gämsen nicht besonders gut, dagegen reagieren sie besonders aufmerksam auf Hell-Dunkel-Kontraste und Bewegungen. Zwei helle Hände, die in einer raschen Bewegung den Feldstecher zum Gesicht führen, sind schnell verdächtig und können zur Flucht des Wildes führen.

Nun schleichen wir ganz langsam und behutsam zum Sitz, halten immer wieder an, um zu sehen, ob sich nicht doch schon ein Tier auf der Lichtung befindet. Alle Geräusche scheinen lauter zu sein, das Knacken der Zweige, auf die wir treten, das Rascheln meiner Regenjacke. Ich atme zu laut. Der Sitz ist ein Bodensitz, gut mit Tarnnetzen verhängt, in der Mitte zwischen zwei Schneisen im Wald. Die beiden Schneisen sind relativ nahe, man sieht etwa bis 120 Meter. Die optimale

## Plötzlich steht vor mir nicht mehr die junge, quirlige Coiffeuse sondern eine hochkonzentrierte Jägerin.

Schussdistanz beträgt 80 bis 120 Meter, geschossen werden darf aber in Graubünden gesetzlich bis 200 Meter. Wir befinden uns jetzt direkt an der Grenze zum Wildasyl, in dem nicht gejagt werden darf. Die Tiere bewegen sich hier etwas freier,

sicherer. Deshalb gibt es hier in der Gegend einige Boden- und Hochsitze. Hirsche jagt man meist durch Ansitzen. Ab und zu wird getrieben, was so viel heisst wie dass ein Jäger, eine zweite Jägerin durch den Wald läuft, um Unruhe zu schaffen und Tiere zu den anderen Kamerad\*innen hinauszutreiben. Je mehr Jägerinnen und Jäger dabei involviert sind, desto grösser die Chance auf Beute. Eine Möglichkeit, die besonders für Gämsen und Rehe angewendet wird, ist auch, eine Gegend nach Wild zu durchpirschen.

### Geduldprobe

Sändy platziert ihr Gewehr auf der Jacke und wir warten. Das hört sich so einfach an. Aber wann seid ihr zum letzten Mal drei Stunden lang auf dem gleichen Flecken gesessen, ohne euch zu rühren und ohne zu sprechen? Ab und zu traue ich mich, ganz langsam mein Gesicht zu bewegen, um etwas mehr nach rechts oder links schauen zu können. Plötzlich, in der Stille, in der Langeweile, werden alle Geräusche und Bewegungen bedeutsam. Der Ruf eines Eichelhäfers könnte ein Tier ankündigen, das gleich aus dem Wald ins Freie treten wird. Die Brunftschreie scheinen täuschend nah zu sein. Sändy bewegt ihr Gewehr und ich denke: Sie hat etwas gesehen. Aber nichts passiert. Und wir warten. Mir schlafen abwechselungsweise die Füsse und der Hintern ein, manchmal starre ich solange auf dieselbe Stelle, dass ich das Gefühl habe, alles verschwimmt vor meinen Augen. Plötzlich ein Schuss. In der Stille so laut, dass wir beide hochschrecken. Wir können aber nicht orten, wo geschossen wurde. Und gleich darauf warten wir auch schon wieder. Und warten. Nach einer Weile zieht Sändy den Handschuh aus und hält die Hand nach draussen. Sie prüft die Windrichtung, ein weiteres Kriterium für den Jagderfolg. Kommt der Wind aus dem Tal, haben wir Pech, dann werden uns die Hirsche höchstwahrscheinlich riechen, bevor wir sie sehen können. Aber der Wind hat gegen Abend zum Glück gedreht, es ist Fallwind und das ist günstig für uns. Trotzdem scheinen wir kein Glück zu haben.

### Respekt vor dem Tod

Es dämmt schon, langsam verschwimmen die Konturen, die Farben, es wird schwierig auf die Distanz Dinge zu fixieren. Da taucht plötzlich ein schmales Hirschtier auf, eines ohne Geweih. Ganz lautlos tritt es aus dem Wald hinaus und beginnt quer durch die Schneise zu äsen. Sändy schaut sich mit dem Feldstecher das Tier genauer an. Dann legt sie das Gewehr an und visiert es. Aus der Langeweile

ist in einem Augenblick höchste Konzentration und Anspannung geworden. Ich weiss, was gleich passieren wird, verschiedene Jäger\*innen haben mir schon davon berichtet und trotzdem weiss ich nicht, wie ich reagieren werde. Sändy wird auf den Brustkorb des Hirsches zielen, um ihn tödlich zu verletzen. Er wird auf der Stelle umfallen, oder sich noch etwas bewegen, vielleicht sogar kurz weiterlaufen und erst dann zusammenbrechen. Dann

Von Hirschen abgeworfene Geweihe, die in der freien Natur gefunden wurden.





Der erlegte Hirsch auf dem Weg ins Dorf, im Maul den letzten Bruch.

werden wir warten, eine Viertelstunde, zwanzig Minuten. Um das Tier in Ruhe sterben zu lassen. Wie es Claudia, eine befreundete Jägerin aus dem Unterengadin, ausdrückte: «Einerseits braucht es einen Moment bis der letzte Herzschlag, der letzte Atemzug dann wirklich getan ist. Andererseits wissen wir ja abgesehen vom biologischen Vorgang nicht, was eigentlich passiert, wenn ein Lebewesen stirbt. Wir wissen es ja nicht einmal von uns selber.» Dann kommt der für viele Jäger\*innen emotionalste Moment der Jagd. Wenn sie zum toten Tier hingehen, sehen, ob sie gut getroffen haben, oder ob das Tier noch leiden musste. «In diesem Moment empfindet man vieles: Freude, Erleichterung, Stolz, Trauer, Dankbarkeit, Respekt vor dem Tier», meinte Nina dazu, «Aber Mitleid nicht, nein. Man wollte dieses Tier ja schießen.» Nach dem Tod muss das Wild möglichst schnell ausgeweidet werden, das heisst, die inneren Organe müssen entfernt werden. Sie werden meist vor Ort liegen gelassen und dann von Fuchs und Krähen gefressen. Dann legt man dem Tier den letzten Bruch ins Maul, das ist ein Zweig oder Gras, etwas, das es während seines Lebens wohl gefressen hat. Es ist sozusagen eine letzte Ehrerbietung, die

man dem Tier mitgibt. Schliesslich muss das Wild in die Abschussliste eingetragen werden, die man später dem Wildhüter zeigt. Sonst gilt es als gewildert.

Das alles weiss ich und habe doch Angst, dass ich im Moment des Schusses schreien werde. Aber ich schreie nicht. Weil Sändy nicht schießt. Und der Hirsch weiterzieht, unwissentlich der Gefahr entkommen, und im hohen Gebüsch verschwindet. Im Dämmerlicht ist

## Wann seid ihr zum letzten Mal drei Stunden lang auf dem gleichen Flecken gesessen?

er schnell nicht mehr sichtbar. Wir warten noch zehn Minuten, ob noch ein anderes Tier auftaucht und machen uns dann auf den Rückweg. Obwohl offiziell noch bis um acht Uhr geschossen werden darf, ist es jetzt um zwanzig vor eigentlich schon zu dunkel dazu. Auf dem Rückweg erklärt mir Sändy, warum sie nicht geschossen hat. Der Hirsch war sehr klein gewesen und in

der Dämmerung war nur schwer erkennbar, ob es ein Jahrtier, eine junge Hirschkuh oder doch noch ein Kalb war. Da sich die Hirsche in der Nähe des Asyls sicherer fühlen würden, komme es manchmal auch vor, dass eine Hirschkuh ihr Kalb alleine herumstreifen liesse. Jahrtier und Hirschkuh hätte Sändy schießen dürfen, ein Kalb aber nicht, die gelten als nicht jagdbar. Deshalb hatte sie es unterlassen.

### Bewusste Regulierungen

Auf der Hochjagd, die in Graubünden während drei Wochen im September stattfindet, dürfen nicht alle Tiere gejagt werden. Im Fokus stehen vor allem Gämsen, Hirsche und Rehe und zu jeder dieser Tierarten existieren noch spezifische Regelungen. So muss bei Gämsen als erstes immer eine nicht säugende Geiss

häregluegt

«In diesem Moment empfindet man vieles: Freude, Erleichterung, Stolz, Dankbarkeit, Respekt vor dem Tier», meinte Nina dazu, «Aber Mitleid nicht, nein. Man wollte dieses Tier ja schießen.»

geschossen werden, bevor ein männliches Tier, ein Bock, erlegt werden darf. Bei Hirschen dürfen keine Kälber und führenden Hirschkühe geschossen werden. Männliche Tiere, die Hirschstiere, dürfen alle erlegt werden, mit Ausnahme der langen Spiesser und Kronenhirsche. Spiesser sind junge Hirschen, deren Geweih noch keine Verästelungen aufweist. Sind die Spiesse länger als die Ohren, dürfen sie nicht geschossen werden bzw. sind nur an bestimmten Tagen während der Jagdsaison jagdbar. Dasselbe gilt für Kronenhirsche, bei denen beide Geweihe in mindestens dreizackigen Kronen enden. Diese äusserst strengen Regeln wurden für ein optimales Wildtiermanagement aufgestellt. Gäbe es sie nicht, würde zum Beispiel das Geschlechter- und Altersverhältnis schnell durcheinander gebracht oder die Reproduktion und Resilienz einer Population beeinträchtigt werden.

Auf dem Rückweg treffen wir auf einen Jäger, der mehr Erfolg hatte als wir. Sein Sohn hat den Stier auf die Ladefläche seines Jeeps geladen und wird ihn noch heute zum Wildhüter und danach zum Metzger bringen. Wir gratulieren dem Vater und ich bestaune das Tier, das wunderschön und erstaunlich massiv anzusehen ist. Der Hirsch liegt mit aufrechtem Haupt auf der Ladefläche, die mit Tannenzweigen ausgelegt ist. Auch er hat den letzten Bruch im Mund, die Zunge hängt seitlich heraus. Einige Jäger\*innen bringen das Wild zum Metzger, andere zerlegen es lieber eigenhändig. «Beim Zerlegen lernt man das Tier nochmals besser kennen. Der Wildkörper zeigt einem, wo und wie ein Tier gelebt hat, in welcher Verfassung es war und manchmal auch die konkreten Spuren, die der herausfordernde alpine Alltag hinterlassen hat», erklärte uns Claudia. Ausserdem sei es befriedigend, ein Handwerk vom Anfang bis zum Ende auszuführen. Dann wisse man am Schluss wirklich woher das Fleisch kommt, findet auch Nina. Und am Ende geht es ja vor allem um das Fleisch. So ein Hirsch kann gut und gerne

Der Bodensitz am Bach – Orange Farben wie die Rucksackhülle im Bild kann das Wild nicht erkennen und sind deshalb unproblematisch.



80 bis 170 Kilo wiegen, das ergibt je nach Trefferlage 40 bis 85 kg Fleisch. Während Gämsen noch mit zusammengebundenen Beinen auf dem Kopf transportiert werden können, müssen Hirsche deshalb von Muskelkraft oder mithilfe einer Seilwinde gezogen werden. Für den Abtransport von Beute darf mit dem Auto auch ins Jagdgebiet hineingefahren werden. Jäger dürfen ansonsten nicht fahren. Sie müssen das Auto im Siedlungsgebiet oder auf einem eigens dafür gekennzeichneten Parkplatz stehen lassen und «iigoo», das heisst, zu Fuss ins Jagdgebiet laufen. Das soll einerseits den Jagddruck auf das gesamte Jagdgebiet verteilen und verhindern, dass ein regionaler Jagdtourismus entsteht. Alle sollen dort jagen, wohin sie es zu Fuss schaffen.

#### Es geht nicht um die Jagd

Der Sohn muss weiter, er möchte noch heute wieder ins Dorf zurück. Auch wir möchten nach Hause, sind beide müde. Vor der Hütte läuft uns Hündin Faya entgegen. Sie ist der Schweisshund von Riccardo, Sändys Ehemann. Mit ihr arbeitet er als Schweisshundeführer, das heisst, er wird angerufen, wenn ein\*e Jäger\*in ein Tier nicht richtig getroffen hat und eine Nachsuche unternommen werden muss. Ziel der Nachsuche ist es dann, das verletzte Tier möglichst schnell zu finden und zu erlegen. Der Hund ist darauf trainiert, der Schweissspur zu folgen. Schweiss ist im Übrigen eines dieser verschlüsselten Wörter der Jagdsprache. Es bedeutet Blut.

Abends sitzen wir noch gemütlich zusammen, die vier Jäger\*innen und wir zwei Studentinnen. Es werden Pläne geschmiedet für den nächsten Tag. Wer welchen Sitz nutzen wird, wo die grössten Chancen stehen, einen Hirsch anzutreffen. Ich werde Nina begleiten können. Je später die Stunde, desto mehr wird über Gott und die Welt diskutiert. Und über die Revision des Jagdgesetzes, über das zu diesem Zeitpunkt erst noch abgestimmt werden wird. Die vier Jäger\*innen sprechen sich sehr



Frühmorgendliche Konzentration: Jägerin Nina auf dem Jägersitz.

## Einige Jäger\*innen bringen das Wild zum Metzger, andere zerlegen es lieber eigenhändig.

für das Gesetz aus. «Es geht ja eigentlich nicht um die Jagd. Aber wir leben doch alle zusammen, Jäger, Förster, Bauern. Deshalb müssen wir solidarisch abstimmen», meint Nina dazu. Nicht alle Jäger\*innen, mit denen wir während unseres Forschungsprojekts gesprochen haben, teilen diese Meinung. Aber am 27. September wird der Kanton Graubünden dann einer der Kantone sein, die sich am stärksten für das Jagdgesetz ausgesprochen haben. Und damit ganz knapp auf der Verliererseite stehen. Davon, dass alles so bleiben wird wie bisher, ahnen wir aber an diesem küh-

len Abend mitten in der septemberlichen Jagdsaison noch nichts. Stattdessen hoffen wir vor allem darauf, dass es im Wald nicht so ruhig bleibt wie bisher und wir am nächsten Tag grösseres Jagdglück haben werden.

#### Wechselseitige Anpassung

Es ist dunkel und nass, als wir aufstehen. Mit einer roten Stirnlampe beginnen wir die einstündige Wanderung zum Jägersitz. Das rote Licht ist weniger auffällig in der Dunkelheit als eine normale Stirnlampe. Trotz der frühen Stunden hört man jetzt schon die Hirsche röhren. Es ist das einzige Geräusch in der Frühe. Als wir beim Sitz ankommen, ist es kurz vor sieben. Um sieben Uhr haben wir genügend Schusslicht, schiessen dürfte man aber gesetzlich schon seit halb sieben. Der Sitz ist gerade neben einem Bach, über den ein Wildwechsel führt. Der Bach ist so laut, dass wir sogar leise miteinander flüstern können. Gegenüber sehen wir direkt ins Wildasyl. Mit dem Feldstecher erkenne ich fünf Hirsche, die geruhsam äsen. Weshalb ist auf unserer Seite so wenig los? Schon seit Beginn der Jagd Anfang September

seien ungewöhnlich wenig Hirsche unterwegs gewesen. Gründe dafür könnte die ungewöhnliche Betriebsamkeit von Wanderer\*innen und Pilzler\*innen aufgrund Covid-19 sein, die starke Hitze, wegen der die Hirsche lieber im Schatten des Waldes blieben. Oder auch der Versuch in den letzten drei Jahren an einzelnen Tagen der Jagd die Wildasyle für die Jagd zu öffnen. Die österreichische Grenze ist gleich auf dem nächsten Grat. Und die Hirsche lernen schnell. Werden sie drei Jahre nacheinander auch im Asyl bejagt, weichen sie im kommenden Jahr sehr schnell über die Grenze aus, und entkommen so dem hiesigen Jagddruck.

Jagen ist eine kontinuierliche Interaktion und gegenseitige Anpassung zwischen Jäger\*in und Tier. Jäger\*innen passen sich möglichst an die Natur an, um an das Wild zu gelangen. Und das Wild reagiert auf sie mit veränderten Verhaltensmustern. Die Steinböcke sind ein gutes Beispiel dafür. Nach ihrer Wiederansiedlung Anfang des 20. Jahrhunderts wurden sie jahrzehntelang nicht bejagt. Auch heute sind sie geschützt und die Steinbockjagd entsprechend streng reguliert. Und



Fleischhaken, Säge und Messer zur Eigenverwertung des Wildes.

die Steinböcke auch dementsprechend wenig auf die Gefahr hin sensibilisiert. Einmal sei sie mit dem Gewehr inmitten eines Rudels Steinböcke gesessen, erzählt mir Claudia, und habe ein Rudel Gämse beobachtet, das sich weiter unten in einer Mulde befand. Die Steinböcke hätten nicht mal zu ihr hingeschaut. Sie fühlten sich komplett sicher.

#### Läuft der Hirsch noch?

Ausser den Hirschen im gegenüberliegenden Wildasyl sehen wir an diesem frühen Morgen keine Tiere. Um halb zehn machen wir uns wieder auf den Rückweg. Wenn bis jetzt kein Wild den Wechsel benutzt hat, ist es unwahrscheinlich, dass vor dem Abend welches auftauchen wird. Bei der Jagdhütte treffen wir auf die anderen, die ähnlich wenig Erfolg gehabt

haben. Trotz der hinter den Wolken hervor blinzelnden Sonne, ist die Stimmung deshalb gedrückt. Langsam bleibt nur noch die Hoffnung auf die anlaufende Brunft und den Schnee, den der Wetterbericht für Ende Woche versprochen hat. Beides wird schwächere Tiere aus dem Asyl treiben und mehr Bewegung in die Hirschpopulationen bringen. Wir bekommen jedenfalls keinen weiteren zu sehen während unseres Aufenthaltes. Aber einige Tage später, mittlerweile schon wieder zurück im universitären Alltag, bekomme ich ein Foto zugeschickt. Sändy hat doch noch eine einjährige Hirschkuh erlegt. Auf dem Foto sieht man die beiden mitten im Schnee, Sändy strahlt, die Hirschkuh liegt an sie angelehnt auf einigen Tannzweigen. Sie sieht aus, als würde sie schlafen. **text: janine schneider; bilder: rhea bürgi, janine schneider**

## Es bleibt nur noch die Hoffnung auf die anlaufende Brunft und den Schnee.

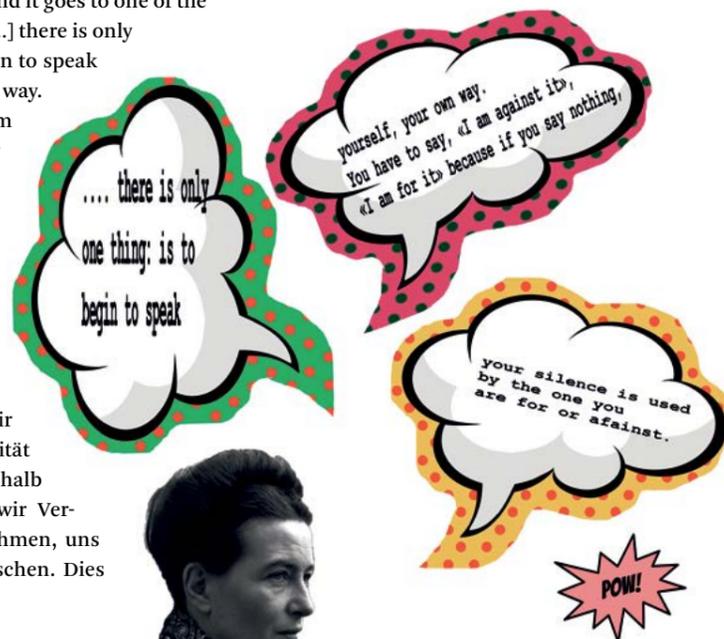
# Neutralität: eine Illusion?

Sie ist das «Jein» der Konfliktlösung: die Neutralität. Von einigen zum moralischen Ideal hochstilisiert, von anderen scharf kritisiert. Neutralität ist umstritten, ihrer Existenz hingegen ist man sich sicher. Oder etwa doch nicht?

Konflikte gehören zu unserem Leben. Doch wie gehen wir mit ihnen um? Verschränken wir die Arme, schauen zu und halten uns so gut wie es geht aus ihnen raus oder greifen wir ein, versuchen sie zu lösen und das Gleichgewicht wiederherzustellen? Letzten Endes sind beides Formen von Neutralität; eine passiver und eine aktiver. Intuitiv würden viele wahrscheinlich die aktivere Form als die moralisch richtige Form betrachten. Aber warum? Ist Neutralität wirklich das moralische Ideal der Konfliktlösung – unproblematisch und pazifistisch? Natürlich braucht es zur Konfliktlösung den Dialog, Mediation sowie Diplomatie, denn wie heisst es so schön: «communication is key». Auch ist es durchaus sinnvoll, die unter dem differenzierten Blick einer Mediatorin oder eines Mediators stattfindende Diskussion auf «neutralem» Boden zu führen, u.a. um Distanz zu schaffen. Allerdings stellt sich mir die Frage, ob eine Mediatorin oder ein Mediator, sei dies eine einzelne Person oder ein ganzer Staat, überhaupt «neutral» sein kann. Existiert so etwas wie Neutralität überhaupt oder ist sie bloss eine Illusion? Eine mögliche Antwort auf diese Frage gibt uns die französische Schriftstellerin und Philosophin Simone de Beauvoir. In einem Interview aus dem Jahre 1960 äussert sie sich folgendermassen zur Neutralität:

«There is no possible neutrality [...] you have to commit yourself [...] and not to just be picked by people, pretending you are picked by nobody.» De Beauvoir zufolge ist Neutralität also keine Option; es gibt sie nicht. Neutralität ist eine Illusion und wer das nicht einsieht, macht sich selbst und anderen etwas vor. Weiter sagt sie: «You are always picked one way or another way. You always help this one or this other [...] and if you pretend just to stay and do nothing, even staying and doing nothing means something and it goes to one of the camp or the other [...] there is only one thing: is to begin to speak yourself, your own way. You have to say, 'I am against it,' 'I am for it' because if you say nothing, your silence is used by the one you are for or against.» Beziehen wir keine Stellung, tut es jemand anderes für uns. Wollen wir unsere Souveränität wahren, ist es deshalb unerlässlich, dass wir Verantwortung übernehmen, uns äussern und einmischen. Dies

soll nicht heissen, dass wir das Konzept der Neutralität gänzlich aufgeben sollten und es nicht zur Konfliktlösung und Friedensförderung beitragen kann. Es bedeutet bloss, dass wir den Begriff «Neutralität» vielleicht mit etwas mehr Bedacht verwenden sollten und es, um neutral zu sein, manchmal vielleicht unerlässlich ist, Partei zu ergreifen. **text: noémie jäger; bild: lisa linder**



# Studienbeginn auf Norwegisch

Im hohen Norden beginnt die akademische Ausbildung mit Grillieren, Kostümpartys und einer Taufe. Die sogenannte Fadderuka bietet für Studierende die ideale Gelegenheit, schnell Anschluss zu finden. Das könnte die Schweiz auch ausprobieren.

Ich eile den Hügel hinauf zur Kristianssten Festung, die alte Festung ist eines der wenigen Wahrzeichen Trondheims. Wir haben uns um 16 Uhr verabredet und ich bin etwas spät dran, denn was auf Google Maps wie ein lockerer Spaziergang aussieht, verwandelt sich mit der hiesigen Topografie schnell in eine regelrechte Wanderung. Dort angekommen treffe ich sogleich auf eine Gruppe anderer mutmasslicher Studierender, die etwas ratlos umherwandern. Ich bin erleichtert; scheinbar bin ich nicht der Einzige, der auf der Suche nach den sogenannten Faddern ist.

Mich treibt es nach Trondheim, um an der NTNU (Norwegens Technisch-Naturwissenschaftliche Universität) mein Masterstudium beginnen. Wie an allen norwegischen Universitäten wird zum Auftakt des Studiums auch hier die sogenannte Fadderuka, die Götterwoche, veranstaltet. Über den Zeitraum von einer Woche führen eingewiesene Student\*innen die Neuankommlinge in den Campus und die Studienstadt ein und organisieren verschiedenste Aktivitäten, um das gegenseitige Kennenlernen zu fördern. Es ist für mich die ideale Möglichkeit, bereits vor dem Studienstart den Anschluss an ein neues Netzwerk zu finden. Was Trondheim vom restlichen Norwegen unterscheidet? NTNU ist die grösste Universität im Land

und das überschaubare Trondheim gilt als die Studienstadt schlechthin. Deshalb verleiht sich die Fadderuka hier zusätzlich die erste Woche des Semesterbeginns ein.

Bei der Festung entscheiden wir uns, die verschiedenen Feuerstellen abzuklappen, da auf unserem Plan von Grillieren die Rede war. Und tatsächlich, nach wenigen Minuten finden wir unsere zukünftigen Fadder, welche sich mit einem bedruckten T-Shirt der Fachschaft erkenntlich zeigen. Unsere Namen werden nacheinander aufgerufen und wir werden in kleinere Gruppen à 15-20 Studierenden

mit einem bis zwei Fadder eingeteilt. Um das Ansteckungsrisiko von Covid-19 zu minimieren, wird stets darauf geachtet, dass wir keinen Kontakt mit den anderen Gruppen haben – etwas, wofür ich später noch dankbar sein werde.

Das Eis brechen wir mit ein paar lockeren Kennenlernspielen, Speed Dating und schliesslich einem «Capture the Flag» Wettkampf. Für die nächsten zwei Wochen erhalten wir einen Stundenplan mit einem mehr oder weniger Coronafreundlichem Programm mit vielen Outdooraktivitäten. Meine Highlights darunter sind die «Dragvollympics» (Ein Wortspiel mit dem Namen unseres Campus Dragvoll), der Murder-Mystery Abend, eine Kostümparty mit dem Motto «Back to the Future» sowie eine Drag Party mit Verkleiden und abschliessend unsere symbolische Taufe.

## Von satanischen Ritualen und Essiglösungen

Für mich bietet die Fadderuka zweifelsohne eine grossartige Möglichkeit zur Integration in ein neues Milieu. Diese Sicht wird aber nicht von allen geteilt: Im Meinungsartikel «The Unwelcoming Welcoming Event» beschrieb eine finnische Doktorstudentin, wie sie einen Teil dieser Aufnahmeeritiale letztes Jahr als

**NTNU ist die grösste Universität im Land und das überschaubare Trondheim gilt als die Studienstadt schlechthin.**



Die Aussicht auf den Trondheim Fjord. Wo sich wohl unsere Fadder befinden?

Aussenstehende wahrgenommen hatte. Hinter dem Hauptgebäude des Campus Gløshaugen beobachtete sie Studierende, gehüllt in Ganzkörperkostüme, inklusive Teufelshörner und Blackface-Schminke. Sektenähnlich wurden sie von den Gotten und Göttis in einem Kreis gesammelt und durch lautes Geschrei zu physischen

Sie sei sich klar darüber, dass es sich um ein freiwilliges Aufnahmehandlung handelt, welches bewusst herausfordernd sein sollte, dennoch wirke das ganze Ritual auf sie als Aussenstehende höchst befremdend, einschüchternd und wie ein Fall von «systematischem Mobbing.» Deshalb rief sie die NTNU dazu auf, Stellung zu beziehen

## Hinter dem Hauptgebäude des Campus Gløshaugen hüllten sich Studierende in Ganzkörperkostüme, inklusive Teufelshörner und Blackface-Schminke.

Aktivitäten verdonnert. Während der Mittagspause bemerkte sie anschliessend, wie eine Gruppe von Student\*innen mit verbundenen Armen und Beinen durch den Korridor der Universität robbte.

und solche Aktivitäten auf dem Campus zu verbieten. Als Alternative schlug sie vor, freundlichere Events zu organisieren, wie zum Beispiel «kostenfreien Tee, Umarmungen und Infos über die Menschenrechte.»

Ein anderes Ereignis schaffte es 2017 in die nationalen Medien, als elf Studierende nach einem Shot mit Essiglösung hospitalisiert wurden. Während einer Schnitzeljagd durch die Stadt mussten sie eine Mixtur trinken, die angeblich halb aus Wasser, halb aus Essig bestand. Schnell wurde ihnen jedoch übel und sie mussten ins Krankenhaus. Statt einem Haushaltssig wurde versehentlich zu einer Essigsensenz gegriffen, welche gut sechsmal stärker ist. Da ein Student mit ernsthaften Schäden auf der Intensivstation landete, leitete die Polizei eine Untersuchung ein. Der genesene Student selbst sagt, er verurteile niemanden. Er habe das Umfeld trotz allem als sicher und offen für alle wahrgenommen.

Die Universitätszeitung schreibt einige Wochen später, dass die Fadderuka dieses Jahr vielleicht gerade wegen Corona für viele inkludierender war, da das weniger exzessive Programm einige abholen konnte, die ansonsten einen Bogen um die Fadderuka gemacht hätten. Zudem fällt diese in den humanistischen und sozialwissenschaftlichen Studiengängen im Unterschied zu den technischen Fächern am Campus Gløshaugen ohnehin etwas lockerer aus und wird nicht ganz so ernst genommen.

ännet dr gränze

### Norwegen ist gespalten

Am zweiten Tag verabreden wir uns bei der Statue von Olav Trygvason, dem legendären Gründer Trondheims. Von dort nehmen wir das weltweit nördlichste Tram zu einem kleinen See etwas ausserhalb der Stadt, um zu grillieren, schwimmen und uns besser kennenzulernen. Plötzlich erscheint auf meinem Smartphone eine Push-Nachricht von Verdens Gang, Norwegens Äquivalent zu 20 Minuten. Anscheinend gab es an unserem Campus eine Infektion mit Covid-19. Auch unser Fadder hört davon zum ersten Mal und nach einer kurzen Beratung mit der Fachschaft wird entschieden, alle Events bis auf Weiteres auszusetzen. Da wir jedoch keinen direkten Kontakt mit anderen Gruppen hatten und auch nicht Quarantäneregeln unterstellt sind, entscheiden wir uns dennoch, privat mit unserer Gruppe ein paar Aktivitäten zu unternehmen.

Die Debatte um die Fadderuka und Corona entwickelt sich in den nationalen Medien zum regelrechten Shitstorm. Es wird berichtet, wie sich im Zusammenhang mit der Fadderuka tausende von Jugendlichen im Frognerpark in Oslo versammelten, um zu feiern und scheinbar wenig auf Sicherheitsabstände achteten. Viele Stimmen äussern sich dazu, dass es unverantwortlich sei, diese trotz Covid-19 durchzuführen. Gegenstimmen meinen, den Studierenden würde man damit jegliche Möglichkeit zur Sozialisierung nehmen. Zudem halten sich die meisten auch an die Schutzkonzepte, halten Abstand und desinfizieren sich die Hände regelmässig. Jemand in meiner Gruppe meint entrüstet: «All jenen, die jetzt mit einem Zeigefinger auf uns zeigen, denen strecke ich ihn gerne zurück. Nicht wir waren es, die in Spanien Ferien machten und Corona überhaupt wieder hierhin brachten.» Die Gesellschaft scheint gespalten: jeder glaubt im Anderen den Sündenbock für die steigenden Infektionszahlen zu sehen. Im Fall von Trondheim lässt sich sagen, dass die Fadderuka die Infektionszahlen kaum beeinflusst hat. Denn in der Provinz Trøndelag, mit der Hauptstadt Trondheim, gab es vor und nach der Fadderuka nicht mehr als zwei bis fünf Neuinfektionen pro Tag.

«All jenen, die jetzt mit einem Zeigefinger auf uns zeigen, denen strecke ich ihn gerne zurück. Nicht wir waren es, die in Spanien Ferien machten und Corona überhaupt wieder hierhin brachten.»

Als nach der ersten Woche niemand in unserer Gruppe Symptome aufweist, dürfen wir offiziell wieder mit den Arrangements fortfahren. Zwar ist es in der zweiten Woche etwas anstrengend, die Balance zwischen Vorlesungen und den zahlreichen Aktivitäten zu finden. Es gilt, von der Vorlesung direkt zu Vinmonopolet zu eilen, Norwegens staatliche Alkoholverkaufsstelle, die ihre Türen bereits um 18 Uhr schliesst. Dennoch sind die Anstrengun-

In Norwegen zieht ein Grossteil der Studierenden für ihr Studium in eine neue Stadt und lässt den Freundeskreis zurück.

gen sehr bereichernd. Nie fühlte ich mich einsam oder verloren in der mir ansonsten komplett fremden Stadt und auch heute bin ich noch gut mit der Hälfte unserer Faddergruppe in regem Kontakt. Essiglösung muss ich zum Glück auch keine trinken, noch werden wir zur Teufelsanbetung verordnet.

### Warum nicht auch in der Schweiz?

Unweigerlich stellt sich mir die Frage, warum wir kein ähnliches Konzept in der Schweiz haben. Bestimmt hätte mir das meinen Einstieg in die Uni Bern erleichtert, als ich meinen Bachelor startete. Nach kurzer Recherche finde ich heraus, dass die Uni Bern mit den «Starting Days» eine Alternative anbietet, jedoch hat das Programm eher einen formalen Fokus, aufgeteilt in zwei Workshoptage. Und auch diese waren, als ich die Webseite besuchte, bereits ausgebucht und können deshalb wohl nicht alle neuen Studierenden ansprechen. Für internationale Studierende gibt es hingegen eine ganze Einführungswoche.

Einleuchtend finde ich, dass in Norwegen das Bedürfnis nach so einer Einrichtung grösser ist als bei uns. Da das skandinavische Land über eine beinahe 10-mal grössere Fläche als die Schweiz verfügt, aber nur 5.4 Millionen Einwohner zählt, zieht ein Grossteil der Studierenden für ihr Studium in eine neue Stadt und lässt den Freundeskreis zurück. So ist man erstmals auf sich alleine gestellt und benötigt eine Möglichkeit, sich schnell ein neues Netz aufzubauen. In der Schweiz hingegen bleiben vermutlich viele Studierende in der Nähe ihrer Heimatstadt und können deshalb auf ihren bereits etablierten Freundeskreis zurückgreifen. Und auch wenn es jemanden nach Genf oder Zürich verschlagen sollte, ist man nie länger als eine kurze Zugfahrt von Bern entfernt. Die Verbindung Trondheim-Oslo dauert hingegen gut sechseinhalb Stunden mit dem Schnellzug.



Trondheim bietet reichlich Natur. Eine Wanderung im angrenzenden Waldgebiet Bymarka.

## Jeder glaubt im Anderen den Sündenbock für die steigenden Infektionszahlen zu sehen.

Dennoch bin ich davon überzeugt, dass auch die Schweiz von einer adaptierten Version der Fadderuka profitieren könnte. Selbstredend macht das Studium mit Freunden viel mehr Spass und auch aus beruflicher Sicht profitiert man von einem grösseren Netzwerk. Persönlich hatte ich das Glück, in Bern einem relativ kleinen Studiengang anzugehören und schloss so schnell Bekanntschaft mit meinen Mitstudierenden. Die

Herausforderungen dürften ganz anders sein für jene, die die meiste Zeit in grossen, anonymen Vorlesungssälen sitzen. Dass durch Corona vermehrt auf digitale Lösungen gesetzt wird, erschwert das Kennenlernen momentan zusätzlich.

### Rezept für eine erfolgreiche «Göttiwoche»

Der Aufwand, die Fadderuka in die Schweiz zu importieren, scheint mir gar nicht allzu gross. Hier beginnt das Herbstsemester im Vergleich zu Norwegen spät, erst im September. Die Uni könnte die angehenden Student\*innen darauf hinweisen, dass einige Fachschaften in der Woche vor Vorlesungsbeginn schon etwas organisieren und die Studierenden könnten sich mit einfachen Lösungen wie «Google Formulare» dafür anmelden. Je nach Anzahl Anmeldungen kann man die Teilnehmenden in kleinere Gruppen einteilen oder auch gemeinsame Aktivitäten mit allen Gruppen organisieren. Die Aktivitäten können ganz unterschiedlich sein: einige etwas Uni-relevanter, wie eine Campus-Tour oder

den Lehrplan besprechen; andere, die das Kennenlernen fördern, wie ein Turnier auf der grossen Schanze, eine Wanderung auf den Gurten oder ein gemütliches Bier in der Turnhalle; und nochmals andere vielleicht etwas ausgefallener. Dem Unternehmerrgeist der Göttis und Gotten sind (beinahe) keine Grenzen gesetzt.

Auch würde das Götti- und Gottenmodell die Fachschaften selbst etwas entlasten. Sich als Götti oder Gotte einzusetzen ist generell eine sehr dankbare Aufgabe und hier in Trondheim melden sich normalerweise viele Freiwillige. Auch solche, die mit den eher administrativen Aufgaben der Fachschaft nichts am Hut haben möchten. Meine «Gotte», selbst eine Studentin im zweiten Jahr, erklärt mir: «Der Ertrag ist grösser als der Aufwand, denn wir lernen selbst viele neue Leute kennen und können bei den ganzen Events mitmachen. Und da wir meist mehrere Fadder für eine Gruppe sind, ist die Verantwortung auch nicht so gross.» Als wir nach unserer Fadderuka gefragt werden, wer Lust hätte, nächstes Jahr Fadder zu werden, meldet sich gut die Hälfte unserer Gruppe.

Aus persönlicher Erfahrung kann ich sagen, dass mir als neuer Student die Fadderuka einen wirklich hohen Mehrwert gebracht und mir den Einstieg

ännet dr gränze

## Hat eine Fachschaft in Bern die Musse und den Mut etwas Ähnliches zu organisieren, so bin ich mir sicher, werden die neuen Studierenden sehr dankbar dafür sein – gerade in Zeiten digitaler Vorlesungen.

ins Studium sehr erleichtert hat. Hat eine Fachschaft in Bern die Musse und den Mut etwas Ähnliches zu organisieren, so bin ich mir sicher, werden die neuen Studierenden sehr dankbar dafür sein – gerade in Zeiten digitaler Vorlesungen.

### Die Taufe

Am Sonntag, dem letzten Tag unserer zweiwöchigen Fadderuka, treffen wir uns mit dem, was von unserer Gruppe übriggeblieben ist, im Marinenspark, unweit der gotischen Kathedrale Nida-

rosdomen. Der einzige Eintrag auf unserem Plan heute: Taufe. Bei mir löst der Begriff unweigerlich eine Reihe von unangenehmen Assoziationen aus, vom Gruppendenken Amerikanischen Fraternities zu demütigenden Initiationsriten. Ich sage mir aber, dass ich da jetzt durchmuss. Da ich Anglistik studiere, dreht sich bei unserer Taufe alles um Elemente englischsprachiger Kultur. Als erstes, wie es in Schottland angeblich Brauch sei, erhalten wir von unseren Faddern eine Tüte mit Mehl und die Aufgabe, uns damit gegenseitig zu bewerfen – unter-

malts von heiterer Dudelsackmusik, die aus tragbaren Lautsprechern dröhnt. Darauf bekommen wir ein Skript mit der berühmten Balkonszene von Romeo und Julia, welche wir mit drei Marshmallows im Mund nachspielen müssen. Anstatt einer unzureichend verdünnten Essiglösung bekommen wir einen Shot mit kaltem Schwarztee und für die ganz Mutigen ein rohes Fischstäbchen. Und zu guter Letzt werden wir mit einem nassen Teebeutel gesalbt und ganz zeremoniell in unser neues Studium getauft. **text und bild: melchior blum**

Die bunten Stelzenhäuser in Quartier Baklandet – das einprägsamste Panorama des norwegischen Städtchens.



# Ein Historiker trifft den Zeitgeist

**Yuval Noah Harari gilt als Popstar unter den Historiker\*innen. Sein Buch «Eine kurze Geschichte der Menschheit» verkaufte sich weltweit bereits über 16 Millionen Mal. Dieser Erfolg ist kein Zufall.**

Wer kennt das Gefühl nicht? Man möchte einen Text lesen, doch die Aussage ist völlig unverständlich. Auch nach dem zweiten oder dritten Lesen ergibt der Satz keinen Sinn, man schweift gedanklich ab und liest nur noch Buchstaben. Es gibt aber auch Bücher wie «Eine kurze Geschichte der Menschheit» vom israelischen Historiker Yuval Noah Harari, die sich flüssig lesen wie ein Roman. Erstmals 2011 auf Hebräisch veröffentlicht, gehört es auch in der Schweiz bis heute zu den beliebtesten Sachbüchern. Es trifft nämlich gleich in mehrfacher Hinsicht den Zeitgeist.

#### Es könnte auch anders sein

Harari fasst 70'000 Jahre Menschheitsgeschichte auf knapp 500 Seiten zusammen, indem er die wichtigsten Revolutionen hervorhebt: Die kognitive Revolution ermöglichte das detaillierte

Kommunizieren, Vorausplanen und das Erschaffen von Ideologien. Die landwirtschaftliche Revolution vor 10'000 Jahren führte zu einem Bevölkerungswachstum und die Menschen begannen, Gegenstände anzuhäufen. Und die wissenschaftliche Revolution vor 500 Jahren liess uns immer neue Fragen stellen und führte zu einer enormen Beschleunigung der gesellschaftlichen Entwicklung. Dabei bezieht er sich unter anderem auf Erkenntnisse aus Geschichte, Anthropologie, Biologie, Wirtschaft und Religionswissenschaft.

«Dieser Ansatz der Universalgeschichte passt ausgesprochen gut in unsere Zeit», findet Christof Dejung, Professor für Neuste Allgemeine Geschichte an der Universität Bern. Denn Bücher wie Hararis «Eine kurze Geschichte der Menschheit» greifen die Frage auf, wie unsere Gesellschaft zu dem wurde, was sie heute ist.

Dazu gehören neben Harari auch «Arm und Reich – die Schicksale menschlicher Gesellschaften» von Jared Diamond oder «Eine kurze Geschichte von fast allem» von Bill Bryson, die bereits um die Jahrtausendwende zum Bestseller wurden. Dass der Homo Sapiens überall ein Massensterben verursachte und Entwicklungen in Gang setzte, ohne die Konsequenzen abschätzen oder kontrollieren zu können, ist beängstigend. Dennoch, so Siegfried Weichlein, Professor für Zeitgeschichte an der Universität Fribourg, lautet der Tenor bei Historiker\*innen wie Harari folgendermassen: «Was für ein Zufall, dass unsere Gesellschaft heute so ist, wie sie ist! Eigentlich war es total unwahrscheinlich, dass es so herauskommt».

Harari vermittelt damit, dass die aktuelle Situation nur eine von vielen denkbaren ist. Denn alles woran wir uns

orientieren – Geld, Menschenrechte oder Religion – ist menschengemacht und stem Wandel unterworfen. Das heisst nicht, dass sich die Geschichte fürs Individuum zum Besseren hin entwickelt. Gerade in seinen Folgewerken «Homo Deus» und «21 Lektionen für das 21. Jahrhundert» zeichnet er ein äusserst düsteres Zukunftsbild. Dennoch liefert er Antworten auf alle grossen gesellschaftspolitischen Fragen, indem er für den Aufstieg der Wirtschaftsimperien genauso eine Erklärung bereit hat wie für die fehlende Zufriedenheit der Menschen.

#### Leicht verdaulich

Diese Argumente sind inhaltlich leicht zu kritisieren, nur schon weil die limitierte Seitenzahl zwangsläufig zum Auslassen und Verkürzen von Ereignissen führt. Und das Weglassen von historischen Ereignissen und Bevölkerungsgruppen kann sehr gefährlich sein. Doch das Buch ist so allgemein gehalten und enthält keine bahnbrechenden Neuigkeiten, dass es sich letztendlich doch vor allem um Infotainment handelt. Mit Sätzen wie «Die Rückkoppelung zwischen Wissenschaft, Imperium und Kapital war vermutlich in den vergangenen fünf Jahrhunderten der Motor der Geschichte» lässt er die Leserschaft mit dem Gefühl zurück, das grosse Ganze einigermassen verstanden zu haben. Danach kann man sich wieder anderen Dingen widmen. Schliesslich ist die Zeit beschränkt und Aufmerksamkeit deshalb zu einer der wichtigsten Ressourcen in der informationsgetriebenen Gesellschaft geworden, wie der Philosoph Jörg

**Es ist ein Zufall, dass unsere Gesellschaft heute so ist, wie sie ist.**

**Populärwissenschaftler\*innen wie Harari sind in Talk Shows gern gesehene Gäste.**

Bernardy in seinem Buch «Aufmerksamkeit als Kapital» schreibt. Ausserdem appelliert Harari nicht gross an die einzelne Person. Damit ist sein Buch trotz der inhaltlichen Dichte leicht zu verdauen. So sagt er zwar, die Massentierhaltung sei das wohl grösste Verbrechen der Menschheit. Das Stichwort Veganismus sucht man aber vergeblich, obwohl er sich selbst vegan ernährt. Er hält es einzig für wichtig, kritische Fragen zu stellen. Im Unterschied zu Bestsellerautoren wie Richard Dawkins oder Jean Ziegler (die Männerdominanz ist unübersehbar!), die provokant bis hin zu militant-aggressiv schreiben, ist Hararis Appell unspezifisch genug, um die breite Masse nicht vor den Kopf zu stossen.

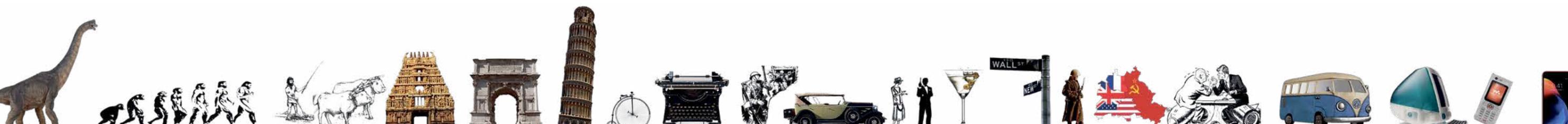
#### Populäre Wissenschaft

Hararis Erfolg ist schliesslich auch für das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Gesellschaft im 21. Jahrhundert bezeichnend. An den universitären Wissenschaften haftet der Ruf, sich unverstänglich zu äussern. Harari hingegen schreibt flüssig, sogar humorvoll, beispielsweise wenn er findet, «der Homo Sapiens hat lange so getan als wäre er ein Waisenkind ohne Geschwister und vor allem ohne Eltern». Populärwissenschaftler\*innen wie er sind in Talk Shows und Interviews gern gesehene Gäste. Statt verschiedene Wissenschaftler\*innen befragen zu müssen, die mit Fachbegriffen um sich werfen und sich untereinander nicht einig sind, kann man den israelischen Historiker zu einer grossen Bandbreite an Themen befragen. Sogar zur Zukunft äussert er sich, obwohl dies gerade für Historiker\*innen als verpönt gilt. Ob es gefällt oder nicht: damit kommt er gut an. Sogar in Wirtschaftskreisen sind seine Einschätzungen gefragt, insbesondere seine Prognosen

in den beiden Folgewerken. So hielt er beispielsweise am letzten WEF in Davos eine Rede über die existentiellsten Bedrohungen der Menschheit – ihm zufolge sind das neben nuklearem Krieg und ökologischem Kollaps auch die Gefahr von sogenannten digitalen Diktaturen.

**Hararis Appell beschränkt sich darauf, kritische Fragen zu stellen.**

Damit verkörpert er ein Selbstbewusstsein, wonach Wissenschaft für die breite Öffentlichkeit von grossem Nutzen ist, auch die Sozialwissenschaften. Es liegt ihm zufolge gerade an Soziolog\*innen, Philosoph\*innen und Historiker\*innen, darauf hinzuweisen, was bei der weiteren Technologisierung der Gesellschaft alles schief gehen kann. Das geht aber nur, wenn die Wissenschaft wegkommt vom Elfenbeinturm und sich endlich darum bemüht, verständlicher zu kommunizieren. Bei allen Bedenken an seinem Aufstieg zum «Popstar» – wie der Tagesanzeiger jüngst titelte – und der berechtigten Kritik am Inhalt des Buches gilt deshalb: «Eine kurze Geschichte der Menschheit» kann durchaus als Beispiel für Wortgewandtheit dienen, die der Wissenschaft allgemein gut tun würde. **text: bettina wyler; bild: lisa linder**



# Sommermomente

Ausgeschwärmt in alle Himmelsrichtungen haben unsere Autor\*innen in den vergangenen Wochen Schönes und Absurdes aus ihrem Sommer niedergeschrieben. Scannt die QR-Codes und erfahrt online, was die *bärner studizytig* in den warmen Monaten so trieb.



plegeret

Liebes Home-Office, In der Normandie ist es still und ich kann mich von dir erholen, ja?

Seminyak, Bali

Briefkaart  
Aaa

Rider on the storm: Eine wilde Fahrt nach Wabern.

#ViralDance

Wenn die Abendsonne den Schrebergarten in warmes Licht tunkt, laden die Bohnen zum Träumen ein.

Eine sonnige Minute auf dem Rücken meiner Einhornstute. Und ich so: «määi, du säisch!»



Wer definiert eigentlich «möbliert»? Im regen-nassen Trondheim muss Mensch schlaf seinen Schlaf verdienen.

Grüße aus dem Norden

Khao Sok, Thailand

Die Geschichte einer quasia-musealen Schürfwunde.



#HomeOfficeInComo



In seiner Endlichkeit wird selbst der Sommer düster. Da hilft Alkohol. Oder die studizytig.



Sommerliche Wunder können auch winzig sein, leise und nah.  
Grüße aus dem Kinderzimmer

FOR A BOOK LOVER  
#PandemicStyle

Schmerzlich schön zeigt sich, weshalb wir im Sommer möchten sein süß und sauer.



# It's a Match!

Tinder wird seit längerem kontrovers diskutiert: Ist es eine oberflächliche Sex-App oder kann eine ernsthafte Beziehung entstehen? Und was geschieht dabei mit unserer Vorstellung von Liebe? Unsere Autorin wagte den Selbstversuch.

Es ist nun etwas mehr als ein Jahr vergangen seit der Trennung von meinem letzten Freund. Immer häufiger fiel seitdem in Gesprächen mit Freund\*innen das Stichwort «Tinder», bislang hatte ich mich jedoch standhaft geweigert, die App zu installieren. Zu oberflächlich und konsumistisch erschien mir das Konzept, denn eine ständige Verfügbarkeit von Menschen und Sex ist nicht gerade das, was ich mir für unsere Gesellschaft und die Entwicklung von Beziehungen wünsche. Diesen Frühling, nach einer langen Unterhaltung mit meiner Mitbewohnerin, entschied ich mich schliesslich doch dazu, dem Online-Dating eine Chance zu geben. Das ging ganz nach dem Prinzip: «Nützte nüt, so schadts nüt» – ich hatte ja grundsätzlich nichts zu verlieren und ein bisschen Übung im Daten ist nie verkehrt. Ausserdem konnte ich mittlerweile einige Paare in meinem Umfeld, die sich über Tinder kennengelernt hatten. Ein Glücksgriff war also nicht ausgeschlossen.

## Profilgestaltung für Anfänger\*innen

Die Konto-Einrichtung wird zu einem kleinen Gemeinschaftswerk. Wer wie ich kaum Fotos von sich macht und auf den wenigen, die existieren, noch eine möglichst dumme Grimasse schneidet, steht vor einer Herausforderung: Ansprechende Bilder sind gefragt. Meine Freundinnen machen es sich netterweise zur

Aufgabe, irgendwo gute Fotos von mir auszugraben oder neue zu schiessen. Danach rauchen die Köpfe: Welche davon sollen in welcher Reihenfolge ins Profil? Und welcher der Texte, die wir, mal unter Gelächter, mal ganz seriös, vorformuliert haben, passt nun wirklich in die Beschreibung? Wir einigen uns schliesslich auf einen kurzen, eingängigen Satz – fertig ist das Tinder-Profil. Bevor die Suche beginnt, lassen sich noch sexuelle Ausrich-

**Sie verstärkt die Wahrnehmung des angezeigten Menschen als Produkt, das man seinen Freund\*innen per Link zeigt und dann dem Warenkorb hinzufügt.**

tung (es stehen zig Kategorien zur Auswahl, neben heterosexuell beispielsweise auch pansexuell, asexuell oder queer), Alter und Distanz einstellen. Da ich keine Lust auf eine Fernbeziehung habe, stelle ich den Radius fürs Erste auf 35 Kilometer ein und los geht's mit Swipen. Zu Beginn ist das ganz aufregend: Gleich den ersten Vorschlag swipe ich nach rechts (das heisst ich like ihn) und da gleich darauf wieder das

nächste Profil angezeigt wird, entwickelt sich schnell ein leichtes Suchtverhalten. Ausserdem warte ich natürlich gespannt auf den ersten Match.

## Wie im Supermarkt

Mittlerweile hat sich die halbe WG um mich versammelt und gibt ihre Kommentare ab – was zugegebenermassen sehr unterhaltsam ist. Allerdings hinterlässt es auch ein etwas ungutes Ge-

fühl, denn allzu schnell machen wir uns, geschützt durch die Anonymität der App, über die angezeigten Männer lustig. Dass das Badezimmer-Selfie lächerlich aussieht, die Pose vor dem Audi protzig und die Beschreibung mit inspirational quotes bemüht wirkt, das würde ich niemandem direkt ins Gesicht sagen. So aber stehen wir alle in der WG-Küche und sind, über mein Handy gebeugt, nicht gerade die freund-

inägspienzlet



Outdoor-Aktivitäten werden grossgeschrieben: Jeder zweite Mann surft, wandert oder klettert.

lichsten Versionen unserer selbst. Eine der Funktionen, die wir kurz darauf unter den Fotos und der allfälligen Beschreibung entdecken, erscheint uns allerdings befremdlich: Teile das Profil von XY, steht da. Obwohl wir paradoxerweise gerade zu viert auf den Bildschirm starren und so eigentlich dasselbe geschieht, wie wenn ich das Profil teilen würde, wirkt die Institutionalisierung unseres Verhaltens irgendwie stossend. Sie verstärkt die Wahrnehmung des angezeigten Menschen als Produkt, das man seinen Freund\*innen per Link zeigt und dann dem Warenkorb hinzufügt, falls es als passend beurteilt wird.

## Outdoor is key

Diesen ersten Bedenken zum Trotz swipe ich weiter, denn bis jetzt hat sich noch kein Match ergeben. Das liegt auch daran, dass mich die wenigsten Profile wirklich ansprechen (Nein, auf allen Bildern mit einer Sonnenbrille zu posieren ist wirklich keine gute Idee!). Schon etwas gelangweilt sitze ich am Küchentisch und schaue mir Typ um Typ an. Langsam beginnen die Profile miteinander zu verschwimmen. Jeder zweite Mann bezeichnet sich als sehr sportlich und Outdoor-begeistert, Bilder von Wanderungen oder der Klettertour haben Hochkonjunktur. Auch das Foto vom Surfen in Bali darf natürlich nicht fehlen. So unterschiedlich die Männer aussehen, Tinder zeigt gnadenlos, wie ähnlich wir uns letztlich alle sind und

welchen Dingen momentan eine grosse Bedeutung zugemessen wird – zumindest in einem Umkreis von 35 Kilometern. Ich swipe weiter nach links (Crossfitter), links (Sonnenbrille), links (Alpinwanderer), dann nach rechts (Fahrradfahrer) – und plötzlich leuchten auf meinem Bildschirm blaue Buchstaben auf: «It's a Match!» Ich fühle mich ein wenig überrumpelt und werde augenblicklich nervös. Während ich nochmal die Bilder meines Matches anschau, frage ich mich, ob und wie ich die Konversation beginnen soll. Schliesslich würde ich nicht nur mit einem plumpen «Hey» aufwarten wollen – wie das nebenbei bemerkt viele tun. Der Tipp meiner Freund\*innen: Irgendwie auf die Fotos Bezug nehmen. Also frage ich, ob der Van im zweiten Foto selbst ausgebaut ist und wo er damit unterwegs war. Kurz darauf lande ich jedoch unsanft in der Tinder-Realität, denn statt einer Antwort werde ich nach einigen Tagen kommentarlos entmatcht. Wie ich bald feststellen muss, ist ein solcher Umgang nicht unüblich für Tinder. Das macht die App nicht gerade zu einem Wohlfühlort für empfindsame Gemüter.

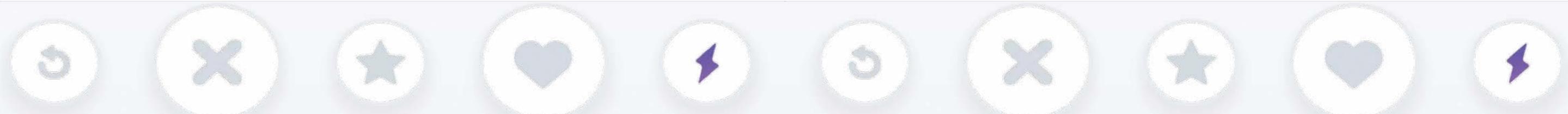
## Überforderung durch Überangebot

Mit den restlichen Matches läuft es glücklicherweise etwas besser: Bald schon tausche ich lange Nachrichten mit zwei Männern aus, beide wirken sehr sympathisch. «Wechsle unbedingt auf Whats-

app, wenn dir jemand zusagt und versuch, die Person möglichst schnell zu treffen», meint eine Freundin mit etwas mehr Tinder-Erfahrung. Tatsächlich besteht die Gefahr, dass Konversationen irgendwann im Sande verlaufen, wenn nicht dazwischen einmal ein Treffen stattfindet. Gleichzeitig ist die Verlockung gross, immer wieder

**Tinder zeigt gnadenlos, wie ähnlich wir uns letztlich alle sind.**

neue Leute zu matchen solange man auf Tinder weiterkommuniziert, denn beim Öffnen der App erscheint jeweils automatisch das nächste Profil. So sind gar schnell wieder einige Likes vergeben und Matches entstanden. Irgendwann jedoch ist zumindest für mich eine Grenze an Personen erreicht, denen ich mich gleichzeitig zuwenden kann. Durch das ständige Angebot an Menschen wird es definitiv erschwert, sich auf einen Match zu konzentrieren und diesen nicht ständig mit anderen Männern zu vergleichen. Hier fühle ich mich in meiner anfänglichen Ablehnung bestätigt: Es dringt eine konsumistische Logik durch,





denn in gleicher Art und Weise gehen Menschen vor, die etwas kaufen und sich vorher vergewissern möchten, dass sie das beste Produkt ausgewählt haben.

**Das erste Treffen**

Nach einigen weiteren Tagen verabrede ich mich mit einem der beiden Männer, die mir sympathisch waren. Interessanterweise bin ich vor dem Treffen kaum nervös, im Gegenteil zu all den Dates, bei denen ich die Person zuvor bereits einmal getroffen hatte. Warum das so ist, kann ich mir nicht wirklich erklären – am wahrscheinlichsten scheint mir, dass es an meiner «Mal-schauen»-Einstellung liegt. Schliesslich lässt sich aus Bildern und einigen Textnachrichten einfach noch nicht feststellen, ob eine Person wirklich zu einem passen könnte. Es ist für einmal je-

## Interessanterweise bin ich vor dem Treffen kaum nervös.

doch auch ganz angenehm, wenn die Hände nicht zittern und die Gedanken nicht Karussell fahren.

Treffpunkt ist der Loebege, bleibt nur zu hoffen, dass wir uns auch erkennen. Das stellt sich glücklicherweise nicht als Problem heraus, offensichtlich sehen wir unseren Fotos ähnlich. Weil es kühl und regnerisch ist, setzen wir uns in eine Bar und bestellen ein Bier. Darauf folgen ein zweites und ein drittes, unsere Unterhaltung springt von Thema zu Thema, wird mit Zeit und Bier immer lebhafter. Es ist ein schöner Abend, und am Ende verabreden wir uns für ein nächstes Mal. Diese Erfahrung stimmt mich positiv; ich hatte mich bei der Installation der App nämlich vorsorglich auf diverse katastrophale Dates eingestellt. Es scheint also auch anders zu gehen! Doch wie es so schön heisst: Man sollte den Tag nicht vor dem Abend loben. Einige Tage nachdem wir unser zweites Date hatten, schreibt er, dass er mich wegen Gefühlen für seine Ex-Freundin nicht mehr treffen möchte. Kurz bin ich etwas

enttäuscht, rechne ihm jedoch hoch an, dass er ehrlich kommuniziert. Ausserdem haben wir uns nur zweimal gesehen, da hält sich die Verbundenheit doch noch in Grenzen. Also wende ich mich wieder Tinder zu, das mir freundlicherweise gleich per Push-Nachricht mitteilt, dass noch zahlreiche weitere Männer auf mich warten, die mich mögen.

**Warum nicht ehrlich sein?**

Also swipe ich weiter, matche verschiedenste Menschen, schreibe mit einigen und treffe wenige. Die Erfahrungen daraus sind gemischt: Einerseits habe ich an allen meinen Dates nette Männer kennengelernt und befand mich nie in einer unangenehmen Situation. Andererseits fand ich es befremdlich, wie häufig Leute sich von der Verantwortung befreit sahen,

auf Nachrichten ehrlich oder überhaupt zu antworten. Natürlich kann man es mit Verantwortungsbewusstsein auch übertreiben und in gewissen Fällen ist keine Antwort völlig in Ordnung. Doch häufig enden Konversationen abrupt und ohne ersichtlichen Grund, scheinbar rein aus der Bequemlichkeit des Gegenübers – denn wie anstrengend ist es doch, (nicht vorhandene) Gefühle zu artikulieren. Die Unpersönlichkeit der App erleichtert diese Haltung. Allzu leicht lässt sich ignorieren, dass hinter den Bildern jeweils eine echte, empfindsame Person verborgen ist, die verletzt werden kann. So sehr ich bemüht bin, solche Vorfälle von der eigenen Person zu abstrahieren – einen kleinen Stich versetzt es mir jeweils doch. Und ich denke, ich lehne mich nicht zu weit aus dem Fenster mit der Behauptung, dass es vielen Leuten so ergeht. Mit der Zeit stumpft man etwas ab, teilweise ertappe ich mich sogar beim Gedanken, einer Person nicht zu antworten. Schade eigentlich, denn die Unverbindlichkeit auf Tinder böte gerade auch eine ideale Umgebung,

um sich in Ehrlichkeit und dem Ausdrücken von Gefühlen zu üben.

**Ohne echte Menschen keine Gefühle**

Das grösste Problem meinerseits bestand jedoch darin, dass ich bei jedem meiner Dates zum selben Schluss kam: Ich fühlte nichts. Nicht den leisen Hauch. Nun ist es natürlich immer schwierig zu bestimmen, woran das genau lag – vielleicht war ich doch noch nicht über meine letzte Trennung hinweg, vielleicht habe ich bisher schlichtweg nicht die richtige Person getroffen. Einen Einfluss hat sicher, dass Bilder allein weniger in mir auslösen, als wenn ich eine Person im echten Leben antreffe. Es entsteht keine emotionale Verbindung, obwohl mit der Profilbeschreibung (wenn diese denn vorhanden ist) eigentlich mehr Informationen zur Verfügung stehen, als wenn ich jemanden beispielsweise in einem Club von weitem sehe. Doch allein die Art, wie sich ein Mensch bewegt oder wie er lacht, sagt tausendmal mehr über ihn aus als ein Foto: Einen echten Menschen kann man fühlen, ein Bild hingegen lässt sich nur bewerten.

## Allzu leicht lässt sich ignorieren, dass hinter den Bildern jeweils eine echte, empfindsame Person verborgen ist.

**Rationalisierung und Narzissmus**

Zufälligerweise wurde ich zur gleichen Zeit von Freund\*innen auf einen Comic von Liv Strömquist aufmerksam gemacht mit dem bezeichnenden Titel: «Ich fühl's nicht». Strömquist greift darin Hypo-

## Einen echten Menschen kann man fühlen, ein Bild hingegen lässt sich nur bewerten.

thesen verschiedenster Philosoph\*innen auf, warum es der Liebe in unserer spätkapitalistischen Gesellschaft schwerer fällt zu entstehen. Für einige davon ist Tinder ein exemplarisches Beispiel: So sei laut der Philosophin Eva Illouz der Auswahlprozess heute von viel grösserer Wichtigkeit als früher, da man viel mehr Auswahlmöglichkeiten hat. Deshalb beginnen wir, alles zu rationalisieren, vergleichen die Alternativen miteinander, analysieren und wägen Vor- und Nachteile ab. Genau dies geschieht bei Tinder (und anderen online-Dating-Plattformen, wir wollen fair bleiben) in hohem Masse. Bei nicht wenigen Profilen finden sich Stichworte, was die Person besonders gerne mag und tut oder welche Voraussetzungen von einer\*m potenziellen Partner\*in gewünscht sind. Fallen diese Vorstellungen nicht zusammen, ist man weniger bereit, der Person einen Like zu vergeben. Dabei würde diese vielleicht in allen anderen Bereichen zu einem passen – Flexibilität und Unvoreingenommenheit sehen anders aus. Viel zu sehr konzentriert man sich auf diese Merkmale, die scheinbar unabdinglich sind für eine gelungene Beziehung, anstatt die Person erstmal auf sich wirken zu lassen: Es ist ein Kennenlernen mit dem Kopf, nicht mit dem Herzen, das durch Tinder gefördert wird. Zudem verschwimmen durch das ständige Vergleichen von Personen nach und nach die unterschiedlichen Menschen zu einer gleichförmigen Masse. Um sich zu verlieben, muss dem Philosophen Byung-Chul Han zufolge jemand jedoch als unvergleichlich und gänzlich anders als die Anderen wahrgenommen werden. Zu guter Letzt seien wir laut Erich Fromm viel zu sehr damit beschäftigt, andere dazu zu bringen, uns

zu lieben, anstatt schlicht Liebe zu geben. Beispielsweise laden wir möglichst schöne Fotos von uns auf Tinder hoch oder zeigen uns darauf bei Aktivitäten, die wir als beeindruckend für das Gegenüber einschätzen. Solange wir jedoch in diesem selbstzentrierten Verhalten verharren, wird keine tiefe emotionale Verbindung zu einem anderen Menschen entstehen können.

**Eine bewusste Nutzung ist nötig**

Bis jetzt habe ich es also schlicht und einfach nicht gefühlt. Trotzdem muss ich Tinder zwei kleine Kränzchen winden: Ich habe gelernt, meine Hemmungen zu überwinden und den ersten Schritt zu machen. Gerade da (zumindest in meinem Fall) viele meiner Matches nicht als Erste geschrieben, musste ich mich ausnahmsweise bemühen

auch von ausserhalb der eigenen «Bubble» stammen. Das kann natürlich dazu führen, dass es weniger häufig wirklich passt, da die Lebenswelten einfach zu unterschiedlich sind. Genauso gut kann dadurch jedoch eine interessante Begegnung entstehen, die den eigenen Horizont erweitert.

Einfach wegwischen lassen sich die negativen Aspekte des online-Datings natürlich nicht: Die Konsumation von Menschen und die Rationalisierung der Liebe verhelfen meiner Ansicht nach nicht zu gesünderen Beziehungen. Tinder verstärkt diese Tendenzen sicherlich zu einem Teil, allerdings sehe ich in der App doch eher ein Symptom von allgemeinen gesellschaftlichen Problemen, die durch ein Löschen oder Nichtbenutzen nicht verschwinden.

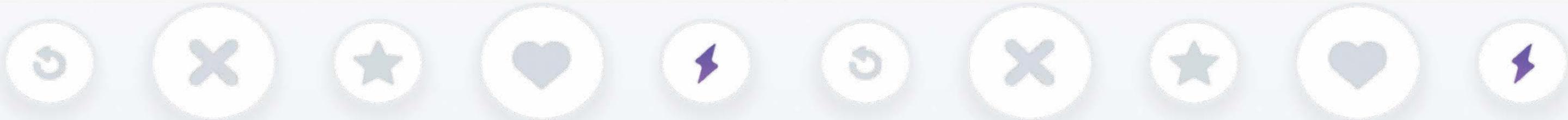
Notwendig wäre jedoch, dass man die App sehr bewusst nutzt und sich bemüht, diesen problematischen Auswir-



Mir erging es wie Leonardo DiCaprio im Comic von Liv Strömquist: Ich fühlte nichts.

und mir überlegen, wie ich das Gespräch beginnen möchte – und schriftlich ist dies immer noch einfacher als persönlich. Über diese Rollenkehrung war ich gar nicht so unglücklich, denn ich finde, dass dafür auch in der analogen Welt die Zeit langsam reif wäre. Ist man dann bereits gewohnt, den ersten Schritt zu machen, sollte das auch in «real life» besser funktionieren, was ich mir zumindest erhoffe. Tinder ist zudem eine gute Gelegenheit, verschiedenste Leute kennen zu lernen, da die Vorschläge

kungen entgegenzuwirken. Ich für meinen Teil habe Tinder nicht deinstalliert, bin aber nur noch selten online. Lieber will ich dem altmodischen Weg nochmals eine Chance geben und hoffe auf ein interessantes Treffen im erweiterten Freundeskreis. Plötzlich zeigt mein Handy eine Push-Nachricht an: Ein neuer Match und gleich eine Nachricht – naja, warum nicht doch nochmal schauen, was daraus wird? **text: lucie jakob; bilder: tinder, lisa linder, liv strömquist**





**«Unser System fährt gegen die Wand.»**

**Die Professorin Irmi Seidl ist Postwachstumsökonomin und kritisiert unser neoliberales Wirtschaftssystem. Mit der *bärner studizytig* sprach sie über die Auswirkungen des Wachstumszwangs auf unsere Umwelt und die Rolle der universitären Lehre dabei.**

**Frau Seidl, irgendetwas scheint mit unserem Wirtschaftssystem nicht zu stimmen. Wo liegt das Problem?**

Wir haben zwei grosse Probleme: Einerseits das ökologische Problem, andererseits grosse soziale Ungleichheiten. In unserem heutigen ökonomischen System wird die Natur nicht berücksichtigt. Es wird davon ausgegangen, dass die Natur einfach da ist und Ressourcen ausgebeutet werden können – unser Wirtschaftssystem ist naturvergessen.

**Können Sie das genauer ausführen?**

Den Ressourcen wird kein Wert an sich zugewiesen. Es sind lediglich die Produktionskosten – und der Profit, den Käufer\*innen bezahlen. Aber nicht den Wert der Ressourcen, der sich zum Beispiel in den Wiederherstellungskosten zeigen würde. Ein Vergleich: Jede Maschine muss abgeschrieben werden, dabei werden flüssige Mittel für den Ersatz angespart. Das machen wir mit der Natur nicht. Diese Naturvergessenheit sehen wir auch am Bruttoinlandprodukt: Dieses berücksichtigt allein die Wirtschaftsleistung und keine anderen Einflüsse wie den Abbau des Naturkapitals oder negative Umweltwirkungen.

Der Naturverbrauch stieg nach dem Zweiten Weltkrieg an, parallel zur Verbreitung des Massenkonsums. Das führte zwar zu einer enormen Ausdehnung der Produktion und zu grossem Wohlstand, im Gegenzug aber auch zu grossen ökologischen Problemen.

**Massenkonsum bedeutet Wachstumsdrang. Wie bringt man diesen aus Volkswirtschaften oder auch Unternehmen wieder raus?**

Leider ist es schwierig zu verstehen, was exponentielles Wachstum bedeutet: Es bedeutet jedes Jahr mehr

vom Mehr des letzten Jahres. Sobald die Wachstumsrate sinkt, setzt die Beunruhigung ein. Dabei bedeutet auch eine kleine Wachstumsrate Wachstum. Bei einer jährlichen Wachstumsrate von 3,5 Prozent verdoppelt sich die Wirtschaftsleistung alle 20 Jahre. Das geht mit steigenden Ressourcenverbrauch einher, bisher sehen wir keine absolute Entkopplung.

Die aktuelle Covid-19-Situation relativiert Wachstumsraten. Wir mögen aktuell eine negative Wachstumsrate von fünf bis sieben Prozent haben, die produzierte Menge gleicht dem Stand vor vier bis fünf Jahren. Damals haben wir nicht schlecht gelebt.

**«Unser Wirtschaftssystem ist naturvergessen.»**

**In einem anderen Interview sagten Sie, Ihnen ginge es nicht um die Abschaffung des Kapitalismus. Wie funktioniert denn Kapitalismus ohne Wachstum?**

Zum einen: Kapitalistische Systeme sind unterschiedlich. So gleichen sich der Kapitalismus in den USA oder in den skandinavischen Ländern nur sehr begrenzt. Zum anderen: Es gibt Bereiche der Wirtschaft, die stark kapitalistischen Mechanismen folgen, andere hingegen nicht. So ist der genossenschaftliche Quartierladen nicht kapitalistisch organisiert. In der Schweiz ist die Wasserversorgung staatlich. Dürften profitorientierte Unternehmen die Wasserversorgung übernehmen, würden kapitalistische Mechanismen Ein-

gang finden. Es würde versucht, möglichst viel Gewinn zu erzielen und die Zitrone auszupressen. Diese Beispiele zeigen, dass wir Teile der Wirtschaft – Lebensmittel, Grundinfrastruktur und Grundversorgung – nicht nach kapitalistischen Funktionsmechanismen organisieren müssen und auch nicht sollten. Wir können die kapitalistischen Funktionsmechanismen regulieren und begrenzen.

Für global hergestellte Massenprodukte wie IT-Produkte, die stark kapitalistischen Produktionsverhältnissen unterliegen, sehe ich kaum Alternativen und bislang keine Beispiele, um die Wertschöpfungsketten nicht kapitalistisch zu organisieren.

**Bei diesen Aussagen würden sich jeder\*m Neo-Liberalen die Nackenhaare aufstellen und er\*sie würde lauthals protestieren. Was würden Sie Ihm\*Ihr entgegnen?**

Unser aktuelles Wirtschaftssystem fährt sich, die Gesellschaft und die Natur an die Wand. Wir haben verschiedenste Institutionen und Unternehmen, die einem neo-liberalen, kapitalistischen Grundverständnis folgen, nun aber am Serbeln sind. Ein Beispiel sind die Pensionskassen in der Schweiz. Sie können ihre Zusagen nicht mehr einhalten, weil das Wachstum in der Schweiz und ausserhalb zurückgeht. Nun fordern einzelne Vertreter\*innen vom Staat Transferzahlungen bzw. Aspekte eines Umlageverfahrens, was aber nie die Idee war. Wir sehen, dass ein Teil der Unternehmen und Institutionen, die der dominanten ökonomischen Logik folgen, versagen.

**Vielleicht müssten die Pensionskassen einfach mehr Risiko eingehen und das rückgängige Wachstum ist nicht per se das Problem?**

Die Pensionskassen haben sich darauf eingelassen, eine öffentliche Aufgabe zu erfüllen, im Gegenzug gibt es in der Schweiz einen Abschlusszwang. Deswegen muss das Risiko überschaubar bleiben. Man kann nicht mit dem zwangsweise eingezogenen Geld aller ins Casino gehen. Wenn der Abschlusszwang wegfiel, könnte jede\*r auswählen, wie viel Risiko er\*sie einginge.

**Sie sprachen zuvor indirekt über die Globalisierung am Beispiel der Schweizer Wasserversorgung, die, könnte sie von in- oder ausländischen Investor\*innen aufgekauft werden, einer kapitalistischen Logik unterworfen würde. Müssen wir das globale Handeln stoppen und vor allem auf lokale und kleine bis mittlere Unternehmen fokussieren, um die ökologischen und sozialen Probleme zu lösen?**

Ich denke, wir müssen verschiedene Aspekte der Globalisierung regulieren oder rückgängig machen. Die Auswüchse von Deregulierung, Privatisierung und globalem Wettbewerb sind omnipräsent. Eine Folge ist, dass die Wertschöpfungsketten zu lang und zu global sind. Dies führt zu enormem und sinnlosem Transport. Beim Transport werden hohe Kosten externalisiert. Sie sind nicht im Preis reflektiert, daher ist er viel zu günstig. Wir ordnen alles dem Preis und dem Profit unter, zugleich schaffen Unternehmen und Staat Preisrelationen, die oft ethische, politische, ökologische oder moralische Überlegungen ignorieren.

**Ein Kollege von Ihnen, Andrew McAfee, hat als Generallösung des ökologischen Problems unserer Wirtschaft die Besteuerung von CO<sub>2</sub>-Emissionen vorgeschlagen. Ist es so einfach?**

Es ist sicherlich ein sehr wichtiger Ansatz, über den Konsens in der Ökonomie besteht. Allerdings wird der Einsatz dieses Instrument schon seit den späten 1980ern gefordert. Politisch hat es bisher nur partiell und in manchen Ländern



**«Exponentielles Wachstum bedeutet jedes Jahr mehr vom Mehr des letzten Jahres. Sobald die Wachstumsrate sinkt, setzt die Beunruhigung ein.»**

geklappt. Es wird andauernd ein Haar in der Suppe gefunden, damit man dieses Instrument nicht umsetzen muss. Wieso? Ein wichtiger Grund ist, dass höhere Energiepreise das Wirtschaftswachstum begrenzen könnten. Wir kommen wegen des Arguments Wirtschaftswachstum umweltpolitisch nicht voran. Und wenn die Politik das Instrument Steuer auf Ressourcen oder Emissionen einsetzt, dann bislang sehr zurückhaltend. Ein Beispiel ist die neue Flugticketabgabe: Die Lenkungswirkung ist minim. Der Druck der Lufthansa und Swiss dürfte gewirkt haben. Sie befürchten einen Einbruch ihres Ge-

schäfts. Das deutsche Umweltbundesamt hat errechnet, die Tonne CO<sub>2</sub> müsste 180 Euro kosten, um externe Kosten einzupreisen. Wenn das gemacht würde, super! Nicht alle unsere Probleme wären gelöst, aber wir hätten einen Strukturwandel in die richtige Richtung. Doch wenn man mit wirtschaftsliberalen Parteivertreter\*innen spricht, wird abgewiegelt; mal mit dem einen, mal mit dem anderen Argument. Mal ist es die Staatsquote (Verhältnis von Staatsausgaben zu Bruttoinlandsprodukt, Anm. der Redaktion), mal die soziale Wirkung, mal was anderes. Es wird das Haar in der Suppe gesucht.

**Die Schwierigkeit besteht aber auch darin, so eine Steuer sozialverträglich zu gestalten.**

Ja, natürlich, aber da sehe ich kein Problem. Forschende der ETH haben errechnet, dass eine CO<sub>2</sub>-Abgabe, die pro Kopf zurückbezahlt würde, zwei Drittel der Bevölkerung begünstigen und einen Drittel mehr kosten würde. Das ist nachvollziehbar, denn jene, die viel Geld haben, belasten auch die Umwelt stärker: Sie haben grössere Autos, unternehmen mehr Flugreisen und würden daher mehr bezahlen. Das heisst, wir hätten durch die Abgabe sogar eine Einkommensumverteilung.

**Wie wäre es mit dem bedingungslosen Grundeinkommen als Lösung?**

Ökologisch bringt das Grundeinkommen keine Erleichterung. Möglicherweise wäre mit einem Grundeinkommen der Wachstumsdruck etwas kleiner, weil nicht mehr alle arbeiten müssten. Doch weil das Geld für das Grundeinkom-

men ja irgendwie verdient werden muss, dürfte die Automatisierung zunehmen, was ökologisch nicht entlastet.

**Die Initiant\*innen schlugen damals eine Finanzierung durch Mikrosteuern vor.**

Das wäre eine Möglichkeit. Ich weiss allerdings nicht, wie sich das auf Preisrelationen auswirken würde. Auf jeden Fall würde die Arbeitskraft durch ein Grundeinkommen teurer und die Automatisierung attraktiver. Diese ist in der Regel relativ kapital- und kostenintensiv. Meine Skepsis bezüglich Grundeinkommen rührt auch daher, dass Erwerbstätigkeit zur gesellschaftlichen Integration beiträgt und deshalb in meinen Augen auch viele beteiligt sein sollten. Idealerweise sollten wir künftig weniger arbeiten – nur noch 20 bis 25 Stunden pro Woche.

**Die meisten Ökonom\*innen glauben in guter neoliberaler Manier, der Markt habe die Antwort auf alles und lehren dies entsprechend auch an den Universitäten. Müsste man denn schon dort beginnen und anders unterrichten, damit man wirklich etwas verändern kann?**

Absolut. Es ist ein grosses Problem, dass an den Unis immer noch fast ausschliesslich neoklassische Theorie und Marktliberalismus gelehrt werden. So kann an den Unis kein anderes Ökonomieverständnis entstehen. Es wird wahrscheinlich immer noch der homo oeconomicus gelehrt, oder?

**Ja, obwohl es mittlerweile auch ein paar verhaltensökonomische Module gibt, die etwas mehr der Realität entsprechen.**

Verhaltensökonomik wird schrittweise in das Curriculum aufgenommen – das wird langsam eingesehen. Aber ihr habt wahrscheinlich nicht gelernt, dass es andere Eigentumsformen als staatliche und private gibt, beispielsweise das Gemeinschaftseigentum, das durchaus funktionieren kann. Wegen der engen Ausbildung in den Wirtschaftswissenschaften gibt es mittlerweile viele Studierende, die eine heterodoxe Ökonomie einfordern.

**Das ist aber ein langer Weg.**

Ja, und dabei wäre es die ureigene Aufgabe der Universitäten, ein breiteres theoretisches Spektrum zu lehren. Das Problem ist, dass der Nachwuchs an den Universitäten von jenen ausgewählt wird, die selbst ein enges Ökonomieverständnis haben. Eine Umfrage in Deutschland zeigt, dass ökonomische Lehrstuhlinhaber\*innen und Forschende zugeben, ihre Theorieansätze und Paradigmen könnten die reale Ökonomie nur schlecht abbilden und erklären. Und gleichwohl unterrichten sie nichts anderes, weil sie selbst ja nichts anderes gelernt haben.

**«Das deutsche Umweltbundesamt hat errechnet, dass eine Tonne CO<sub>2</sub> eigentlich 180 Euro kosten müsste.»**

Der neoklassische Mainstream basiert auf einem rudimentären Marktmodell, das einer einfachen Tauschwirtschaft entspricht. Sogar Geld wird ignoriert beziehungsweise auf ein Schmiermittel für den Tausch reduziert. Darauf gesetzt sind abstrakte, anspruchsvolle, aber realitätsferne Modelle und Theorien sowie viel Ökonometrie, womit man sein akademisches Leben verbringen kann. Aber das Fundament ist zu einfach. Es bildet die reale Ökonomie und ihre Einbettung in soziale und ökologische Sphäre nicht ab. Folglich wird dies in der Forschung und Lehre auch nicht abgebildet.

**Gerade die Angebots- und Nachfragekurve wirkt extrem vereinfachend.**

Ja, diese kann vielleicht in einem kleinen Markt stimmen. Aber diese Kurven können kaum die Knappheit von

ökologischen Ressourcen abbilden, dazu braucht es viel mehr als den Preis, der die heutigen Bedürfnisse abbildet.

**Dies behauptet jedoch Andrew McAfee, der aufgrund der Preise davon ausgeht, dass die Ressourcen nicht knapp werden und wir deswegen auch nicht verzichten müssen.**

Zu solchen Aussagen kommt man nur, wenn man politische und institutionelle Faktoren ignoriert. Schauen wir uns den Markt für Erdöl an: Russlands Staatsbudget besteht zu 70% aus Erdöl-

## «An den Unis werden fast ausschliesslich neoklassische Theorie und Marktliberalismus gelehrt. Das ist ein grosses Problem.»

Einnahmen. Die russische Regierung wird kaum lediglich den Markt beobachten, denn brechen die Preise ein, ist im Staatshaushalt Ebbe. Also wird Russland alles tun, um den Markt zu beeinflussen. Dasselbe macht Saudi-Arabien. Auch die USA. Sie schicken das Militär los oder den Geheimdienst, droht der Preis zu hoch zu werden. Viele Kriege und Umstürze sind erdölbedingt. Mit Geopolitik werden Preise gelenkt. Angebot und Nachfrage auf Märkten beeinflussen lediglich in einer begrenzten Bandbreite.

**Ist es nicht so, dass die Märkte zu komplex sind, dass wir sie noch gar nicht verstehen und deshalb auf ein einfaches Modell zurückgreifen, um sie abzubilden?**

An Universitäten gibt es sehr intelligente Menschen. Und deshalb meine ich, dass die Ökonomievertreter\*innen komplexere Märkte abbilden können, als sie es lehren. Es gibt durchaus eine sehr anspruchsvolle Forschung zu Marktkonstruktionen und Preisbildung. In den Vorlesungen wird schliesslich doch wieder auf

banale Modelle und Menschenbilder zurückgegriffen. Möglicherweise werden die Studierenden unterschätzt.

**Um nochmal auf Andrew McAfee zurückzukommen: Er sagt ebenfalls, dass sich mit der Zeit das Wirtschaftswachstum vom Ressourcenverbrauch entkoppelt und wir deswegen immer mehr produzieren, gleichzeitig aber weniger Ressourcen brauchen. Folglich müssen wir gar nicht weniger konsumieren. Stimmt das?**

Leider beschäftigt sich die Mainstreamökonomie selten mit der materiellen, physikalischen Seite des Wirtschaftens. Damit, was es physikalisch und ökologisch bedeutet, Ressourcen zu verwenden. Ihre banale Argumentation ist: Dank Produktivitätsfortschritt brauchen wir zunehmend weniger Ressourcen. Doch dies findet aus verschiedenen Gründen nicht statt. Beispielsweise haben wir Rebound-Effekte. Diese zeigen sich exemplarisch bei der Beleuchtung: Eine höhere Energieeffizienz führt nur begrenzt zu rückläufigem Energieverbrauch, weil neue Verbrauchsmöglichkeiten entstehen. Und schliesslich bedeutet Wirtschaften immer Verbrauch von Materie und Energie. Ein immaterielles Wirtschaften gibt es nicht. Auch bei Dienstleistungen wie Musik, Bank- und IT-Services oder Gesundheit ist Materie involviert. Die grosse aktuelle Frage ist, ob ein absolutes Entkoppeln stattfinden kann, also die Wirtschaftsleistung steigen kann bei gleichzeitigem rückläufigem Ressourcenverbrauch. Für eine solche Entkopplung gibt es noch keine Beispiele, die nicht dekonstruiert werden können. Allerdings findet eine relative Entkopplung

statt, das heisst, die Wirtschaft wächst und der Ressourcenverbrauch steigt weniger.

Wir müssen auch sehen: Der Ressourcenverbrauch müsste um 80-90% gesenkt werden und der Ausstieg aus der fossilen Energie geschafft werden. Das sind enorme Reduktionen, das schaffen wir nicht mit weiterem Wirtschaftswachstum und ein bisschen weniger Material.

**Und auf der politischen Seite? Wir stimmen ja im November über die Konzernverantwortungsinitiative ab, die Unternehmen verpflichtet will, Umwelt- und Menschenrechtsstandards auch im Ausland einzuhalten. Ist das ein Schritt in die richtige Richtung?**

Es ist ein Schritt, damit Unternehmen mit Sitz in der Schweiz Verantwortung und Haftung für Schäden und Rechtsverletzungen im Ausland übernehmen. Dies kommt auch einem Teil von Schweizer KMUs entgegen, weil so ähnlich lange Spiesse geschaffen werden. Ein Beispiel: Für Umweltschäden durch Textilherstellung im Ausland müssten Unternehmen genauso haften, wie das Textilhersteller in der Schweiz machen müssen. Diese Initiative ist stark ethisch motiviert und hätte sicherlich lokal und regional vorteilhafte ökologische und soziale Wirkungen. Die Klima- oder Biodiversitätskrise lösen wir damit sicherlich nicht. Weil unsere gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Systeme enorm komplex sind, werden wir immer mehrere Instrumente benötigen.

**Beim Thema Nachhaltigkeit stellt sich die Schweiz gerne als sehr vorbildlich dar – brüsten wir uns da zu Unrecht?**

Nun, die Schweiz hat einen äusserst hohen ökologischen Fussabdruck – zwar ist der Schweizer CO<sub>2</sub>-Ausstoss nur mittelhoch, aber 72% der ökologischen Belastung unseres Konsums entstehen im Ausland. In der Schweiz selbst haben wir viele Probleme gelöst: Wir haben ziemlich sauberes Wasser und saubere Luft, aber selbst im Vergleich mit den Nachbarländern eine sehr intensive Landwirtschaft. Beispielsweise hat die Schweiz einen höheren Tierbesatz pro Hektar als die Nachbarländer inklusive Österreich und deswegen

einen höheren Nährstoffeintrag. Das Umweltbewusstsein ist hoch, punktuell gibt es auch eine fortschrittliche Politik, doch der Umweltverbrauch bleibt ebenfalls hoch. Die meisten stark umweltverschmutzenden Industrien hat die Schweiz in den letzten Jahrzehnten ins Ausland ausgelagert.

**Sehen Sie die Verantwortung eher bei den Konsument\*innen oder bei den Produzent\*innen? Sollten die Konsument\*innen nachhaltigere Produkte kaufen oder die Anbieter\*innen mehr nachhaltige Produkte produzieren?**

Das ist eine wichtige Frage. Meiner Meinung nach wird das Potenzial der Konsument\*innen überschätzt. Die neoklassische Annahme der Konsumentensouveränität ist ein theoretisches Konstrukt, das der Realität kaum Stand hält. Auf der politischen Seite haben wir in der Schweiz einen schwachen Konsumentenschutz, der nicht staatlich unterstützt wird und dadurch wenig Druck ausüben kann. Ich erachte das Potenzial der Konsument\*innen Nachhaltigkeit massiv voranzubringen als begrenzt.

**Haben Sie dafür ein Beispiel?**

Ja, die Bio-Landwirtschaft. Mir sagen manchmal Leute: «Wir kommen im Bio-Landbau nicht weiter, weil die Konsumenten nicht genug Bioprodukte kaufen.» Doch die Preise für Bioprodukte und konventionelle Produkte unterscheiden sich nicht stark für die Landwirte. Die wirklich grossen Preisunterschiede entstehen bei den Detailhändlern. Und diese schöpfen die Zahlungsbereitschaft der Bio-Konsument\*innen ab. Wenn dem nicht so wäre, würden wohl mehr Konsument\*innen Bio einkaufen. Das Konsumverhalten ist also von einzelwirtschaftlichem Kalkül von Händlern beeinflusst.

**Als kurzes Schlusswort: Viel Zeit bleibt uns ja nicht – haben Sie das Gefühl, dass die Menschheit das schaffen wird mit der nachhaltigen Wirtschaft?**

Wir sehen schon, dass es ein Teil nicht schafft. Wenn in Australien die

## «Es wäre die ureigene Aufgabe der Universitäten, ein breiteres theoretisches Spektrum zu lehren.»

Koalas verbrennen und die Menschen völlig traumatisiert sind angesichts der brennenden Häuser und Orte, dann wird deutlich, dass Facetten einer Apokalypse bereits jetzt regional stattfinden. In ande-

ren Bereichen und Weltregionen wird man zum Teil Probleme lösen können. So in Westeuropa: Wir sind reich und verfügen über robuste staatliche Strukturen, wir können viele Probleme lösen. Das hat man jetzt in der Coronakrise gesehen. Welche Länder kommen gut mit der Coronakrise zurecht? Das sind jene, die stabile Strukturen haben – und scheinbar jene, die von Frauen geführt werden. Länder mit schwachen Infrastrukturen und politischen Krisen – beispielsweise Brasilien, Mexiko, USA usw. – haben grosse Schwierigkeiten. Dies dürften wir auch bei der Klimawandelanpassung beobachten. Reiche europäische Länder werden es einfacher haben. Deshalb wird auch unsere Solidarität gefragt sein. **text: lucie jakob, tom schmid; bilder: sam von dach**



Leo (ca. 30) aus Aarau fragt:

## Lieber Experte, schwitzen Kühe an ihren schwarzen Flecken mehr als an ihren weissen?

Das geht ja auf keine Kuhhaut! Da stellst du dem Experten eine Frage, die schon von unterschiedlichster Seite (mal mehr mal weniger fachkundig) im Internet beantwortet wurde und deren Antwort du mittels einfachster Anfrage an die Suchmaschine deines Vertrauens hättest finden können. Ich erspare dir aber diese Mühe und gebe dir im Folgenden eine kurze, aber aufschlussreiche Zusammenfassung: Nein!

Nun unterstelle ich dir, lieber Leo, höhere Motive und gehe davon aus, dass du den Experten nicht mit der farbenfrohen Datenkrake mit den zwei Os verwechselt hast und deine Frage daher auf einer anderen Ebene verstanden werden will. Nur: Worauf willst du hinaus?

Als Kind des zwanzigsten Jahrhunderts bin natürlich auch ich gewissermassen geprägt von der Psychoanalyse und so vermute ich hinter deiner Kuh eine Metapher für die menschliche Seele. Schwitzen – hier als unkontrolliertes Ausströmen aus unserem Innersten zu verstehen – wir also an unseren inneren schwarzen Flecken mehr als an den hellen Stellen? Doch was überhaupt sind die schwarzen Flecken? Freilich, die Versuchung ist gross, das Schwarze als das Ungewisse, das Mysteriöse, Unbelichtete zu verstehen. Doch lass es dir vom Experten gesagt sein: Auch die Dichotomie schwarz/weiss als Gleichnis für Licht/Dunkelheit, gut/böse, Wissen/Unwissen, Migros-Kind/Coop-Kind, Ratio/Trieb ist nur ein westliches Konstrukt der Aufklärung. In der analogen Fotografie beispielsweise zeugt ein schwarzer Fleck auf dem Film von einer starken Belichtung.

Mit diesem monochromen Bild kommen wir also auf keinen grünen Zweig. Und überhaupt, vielleicht sind unsere Seelen gar keine Freiburger Kühe (die sind ja ohnehin bereits ausgestorben). Manche wären vielleicht als Grauvieh besser beschrieben und die Seele eines gewissen Nationalrats und Chefredaktors gleicht dem Simmentaler Rind: Sie hat grosse braune Flecken. Du siehst, deine Frage lässt sich – anders als von mir anfänglich behauptet – nicht so einfach beantworten. Sie hat vielmehr dem Experten erhebliche Schweissausbrüche beschert. Darum hier noch ein kurzes Schlusswort: *In dubio pro deo* und *in excelsis reo!*

Taschentuchupfende Grüsse,  
dein mittlerweile dehydrierter Experte. **nop**

Auch wenn es die Dozierenden zu Semesterbeginn kollektiv und repetitiv abstreiten – es gibt sie, die dummen Fragen! Unser ExpertInnenteam nimmt sich ihrer an: eloquent, sachkundig und auch durchaus verständnisvoll. **Sende jetzt deine Frage an [frage@studizytig.ch](mailto:frage@studizytig.ch) und GEWINNE zwei Tickets für einen Eintritt in den Dachstock.**

No, no...  
This isn't gossip.  
It's the truth.



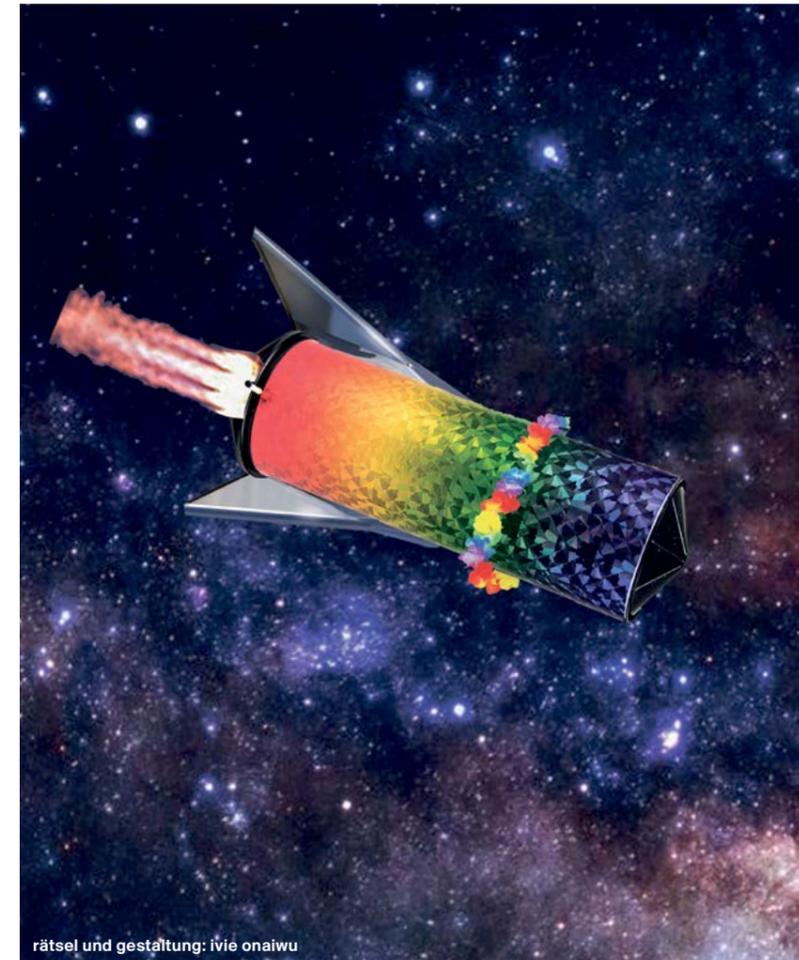
### Die bärner studizytig sucht

Wir suchen alle, die sich als Retter\*innen der Demokratie aufspielen wollen, aber bei der Republik kein Praktikum bekommen haben. Wir suchen alle, die in diesem sadts die Fehler finden. Wir suchen alle, die voll fly die Jugendsprache beherrschen tun #Ehrenmann #Ehrenfrau. Wir suchen alle, die glauben, dass der Printjournalismus am Ende ist und mit uns zusammen untergehen wollen.

Egal, ob du bereits auf der Redaktion einer Lokalzeitung Karriere gemacht hast oder deine ersten publizistischen Gehversuche an unserer Seite tätigen willst, ob du «was mit Sprache» studierst oder dich im universitären Alltag mit endothermen Reaktionen beschäftigst, ob du noch gestern am Tag des Studienbeginns warst, die letzten Gefässe im KSL zu füllen versuchst oder gar schon dein Diplom vom Dekanat entgegengenommen hast: Bei der *bärner studizytig* finden alle motivierten Schreibendhänd\*innen eine Tastatur zum behämmern.

Melde dich unter [info@studizytig.ch](mailto:info@studizytig.ch)

## Rätsel



Welcher Filmtitel versteckt sich in der Collage?  
Sende das Lösungswort bis am 13. November 2020 an [raetsel@studizytig.ch](mailto:raetsel@studizytig.ch).  
Zu gewinnen gibt es 1x2 Tickets für «La Divina Comedia» vom Konzert Theater Bern.  
Viel Erfolg!

### Korrigendum:

In der Ausgabe #20 publizierten wir eine Karte mit unseren (Geheim-)Tipps für die Stadt Bern. Teilweise waren die Orte auf der Karte aber am falschen Ort eingezeichnet. Dafür entschuldigen wir uns. Unter [studizytig.ch](http://studizytig.ch) findet ihr die korrekte Karte.



### Hier noch Matthias und Martina

## Impressum

Die *bärner studizytig* wird herausgegeben vom Studentischen Presseverein an der Universität Bern. Sie erscheint 4x jährlich mit einer Auflage von 11'857 Exemplaren.

### Redaktion

Annina Burgherr (anb), Bettina Wyler (bew), Céline Honegger (ceh), Jael Kaufmann (jak), Lucie Jakob (luj), Melchior Blum (meb), Mirjam Klaus (mik), Noémie Jäger (noé), Tobias Haller (tha), Anne-Sophie Behrend (asb), Lisa Linder (lil), Ivie Onaiwu (ivo), Fabio Peter (fpe), Noah Pilloud (nop), Jana Schmid (jas), Janine Schneider (jsc), Mathias Streit (mas), Saare Yosief (say), Tom Schmid (tos)

### Externe

Design: Jacqueline Brügger, Paolo Riva  
Bilder: Janine Schneider, Melchior Blum, Lisa Linder, Sam von Dach, Rhea Bürgi, Tinder  
Illustrationen: Lisa Linder, Liv Strömquist  
Layout: Ivie Onaiwu  
Rätsel: Ivie Onaiwu  
Lektorat: Sam von Dach  
Webseite: Felix Brönnimann, Julian Morf, Lukas Bieri; dreigestalten

### Werbung

[inserate@studizytig.ch](mailto:inserate@studizytig.ch)

### Kontakt

*bärner studizytig*, 3000 Bern  
[info@studizytig.ch](mailto:info@studizytig.ch), [www.studizytig.ch](http://www.studizytig.ch)

### Druck

Mittelland Zeitungsdruck AG (AZ Print), Aarau

Redaktionsschluss *bärner studizytig* #22:  
27.11.2020

Inserate-Aannahmeschluss: 20.11.2020  
Erscheinungsdatum (Versand): KW 51

### Redaktion SUB-Seiten

Chiara Scarnato (chs)  
Florian Rudolph (flr)  
Julia Beck (jub)

### Kontakt SUB

[redaktion@sub.unibe.ch](mailto:redaktion@sub.unibe.ch)  
Verantwortlicher SUB-Vorstand:  
Chiara Scarnato,  
[chiara-caterina.scarnato@sub.unibe.ch](mailto:chiara-caterina.scarnato@sub.unibe.ch)  
Lektorat SUB-Seiten: Sebastian Held

Adressänderungen bitte melden an:  
[abo@studizytig.ch](mailto:abo@studizytig.ch)

Die *bärner studizytig* dient der Studierendenschaft der Universität Bern (SUB) als Publikationsorgan für Informationen für ihre Mitglieder auf den SUB-Seiten. Für SUB-Mitglieder ist das Abo der *bärner studizytig* im SUB-Mitgliederbeitrag begriffen.

Du bist nicht SUB-Mitglied, möchtest aber die *bärner studizytig* trotzdem nach Hause geschickt bekommen? Kein Problem! Sende eine E-Mail mit deiner Adresse an [abo@studizytig.ch](mailto:abo@studizytig.ch). Die Daten werden selbstverständlich vertraulich behandelt und nicht weitergegeben.

Du möchtest die *bärner studizytig* nicht mehr im Briefkasten? Dann schlafe noch eine Nacht darüber. Wenn du sie dann wirklich nicht mehr willst, sende eine E-Mail an [abo@studizytig.ch](mailto:abo@studizytig.ch).

# Klimastreik im Wandel der Zeit

**Fussball, WG-Parties und Kino: Wo sich mehr als fünf Personen vereinten, hat Corona einen Strich durch die Rechnung gemacht. Aber wie war das beim Klimastreik? Eine Aktivistin erzählt, wie die soziale Bewegung hinter den Kulissen auf Eskalationsstufe zwei gestiegen ist.**

Hanna Fischer ist 19 Jahre alt, Aktivistin beim Klimastreik, Medizinstudentin (zwecks Engagement momentan pausiert) und Mediensprecherin für «Rise up for Change», der Aktionswoche, die Mitte September auf dem Bundesplatz stattfand. Hanna hat eigentlich gar keine Zeit und unser Interview findet auf dem Weg vom Bahnhof zur Reitschule und zwischen zwei Besprechungen der Aktionswoche statt. Dann verschwindet sie im Zelt-Gewusel und bleibt für mich bis zur Räumung durch die Polizei unauffindbar.

## Eine kurze Geschichte des Klimastreiks

An den ersten Schweizer Klimastreik erinnert sich Hanna noch sehr genau: Es war ein grauer Freitagnachmittag, als sie sich am 14. Dezember 2018 vor dem Zürcher Stadthaus für den ersten Schweizer Klimastreik einfand. «Am Anfang waren fast keine Leute da. Ich war enttäuscht. Doch dann kam eine ganze Schulgruppe und plötzlich waren wir 500 Leute. Zu sehen, dass sich so viele Andere für die Umwelt einsetzen, gab mir Hoffnung. Ich habe mir gesagt: «Wir können doch etwas bewirken.»

In den darauffolgenden Tagen wird der Klimastreik fast über Nacht zu einer nationalen Bewegung. Eine Woche nach dem 14. Dezember folgen Basel, Bern und St. Gallen mit einem Streik. Nur einen Monat später sind es 16 Schweizer Städte,

die mitstreiken. Neun Monate danach vereinen sich in Bern etwa 100'000 Menschen für die bis anhin grösste Klimastreik-Demonstration in der Schweiz. Instagram, Whatsapp und später Telegram hätten dieses Wachstum beflügelt, sagt Lena Bühler, Aktivistin vom Klimastreik Bern, und fügt hinzu: «Greta Thunberg zeigte vielen Menschen wie sie handeln können. Der Wunsch, etwas gegen die Klimakrise zu unternehmen, war da.»

**«Es wäre extremistischer, nichts zu tun.»**

*Hanna Fischer, Aktivistin*

Es ist diese Sehnsucht nach effektivem Engagement und die Energie einer geteilten Vision, die Hanna dazu bewegen, sich aktiv beim Klimastreik zu engagieren. Anfangs noch recht unsicher, beginnt sie mit Flyern und Ordnungsdienst. Bald schon leitet sie die erste Sitzung und dann die erste Demo. Schon nach vier Monaten Engagement übernimmt sie schliesslich eine zentrale Rolle beim «Die-In» am Flughafen Zürich, wo sich rund hundert Menschen wie tot auf den Fussboden der Empfangshalle legen. Hannas Entschlos-

senheit festigt sich und mit ihr die Klimabewegung. Eine ihrer wichtigsten Forderungen: Klimaneutralität bis 2030.

## Corona – Frustration trägt Früchte

«Am Anfang waren viele von uns wenig vorsichtig und fanden: «Egal, wir machen trotzdem einen Streik», sagt Hanna. Als ihnen aber klar wird, wie ernst die Corona-Pandemie ist, schliessen sie ihren Treffpunkt und beginnen mit Online-Sitzungen. Eine Demonstration, die für Ende März schon ins Detail geplant war, müssen sie eine Woche vor der Realisierung absagen. Auch der für den 15. Mai 2020 geplante «Strike for Future», ihre womöglich ambitionierteste Demo, fällt ins Wasser. Die Strassen bleiben leer; die Medienaufmerksamkeit geht den Bach runter. «Wir haben ein halbes Jahr Aktivismus verloren», sagt Hanna.

Die Frustration darüber, dass die Klimakrise nicht angegangen wird, ist bei vielen Aktivist\*innen gross. Corona sei ernst, aber auch die Klimakrise sei eine Krise und sollte als solche behandelt werden. Bei ungefähr 190 Klimastreik-Demonstrationen in über 60 Schweizer Städten und Ortschaften sind Menschen schon fürs Klima auf die Strasse gegangen, aber bisher ohne Erfolg. «In der Politik ist nichts passiert», sagt Lena. «Wir haben den Klimanotstand ausgerufen, aber das ist rein symbolisch. Auch das CO<sub>2</sub>-Gesetz ist viel zu schwach;



Hanna Fischer während einem Plenum am «Rise up for Change»

die Treibhausgas-Emissionen sind weiter gestiegen.»

Es ist die Dissonanz zwischen Dringlichkeit und politischer Passivität, die zu einem Umdenken in der Klimastreik-Bewegung führt. Es wird klar: Etwas muss sich ändern. So kommt nach fast zwei Jahren friedlicher Demonstrationen ein neuer Programmpunkt auf die Agenda: ziviler Ungehorsam. Ob Corona dazu beigetragen hat, ist unklar. Tatsache ist, dass die Idee einer gewaltfreien Aktionswoche schon seit längerem existiert. Nach monatelangem Planen kommt es Mitte September zum «Rise up for Change», wofür sich die Klimastreik-Bewegung erstmals mit Extinction Rebellion, Collective Climate Justice, Coalition Break Free und Greenpeace zusammenschliesst.

## Wo beginnt «radikal»?

«Rise up for Change» sei ein Schritt ins Ungewisse, sagt Hanna am Morgen vor der Aktion: «Wir haben keine Ah-

mung im Bundeshaus ist angespannt und so kommt es nach fast 48 Stunden zur Räumung durch die Polizei. Am Freitag endet die Aktionswoche mit einem Protestmarsch durch Bern.

Traurigerweise war nicht das Klima, sondern das «Wo, Wie und Wann» der Aktionswoche Gesprächsthema. Wird der Klimastreik zu radikal? Rutscht er von einer Massenbewegung in eine Aktivist\*innenbubble? Klar, gesteht Hanna, habe sie Angst davor, dass die Aufrüttel-Aktion Menschen abschreckt. Schlimmer wäre es aber, stillzustehen und ungehört zu bleiben. «Alle, die den Status Quo akzeptieren, akzeptieren auch den Tod und die Migration von vielen Menschen. Es wäre extremistischer, nichts zu tun.»

## Zwei mögliche Wege

Und wie geht es weiter? In der Klimastreik-Bewegung gebe es eine grosse Diskussion, ob es einen Wandel mit oder unabhängig vom bestehenden politischen System brauche, sagt Hanna. Ein Teil der Engagierten will weiter streiken und die Politik so zu handfesten Massnahmen bewegen. Andere finden, es ist es an der Zeit für eigene, dezentrale Projekte, die unabhängig vom politischen Weltgeschehen eine Veränderung bewirken. Konkrete Ideen sind unter anderem Permakultur, Zusammenarbeit mit lokalen Geschäften, nachhaltige Geschäftsmodelle und Nachbarschaftsnetzwerke. Was diese Diskussion mit der Bewegung macht, ist unklar. Im Falle der Aktionswoche hat sie jedoch zu einer schwer verdaulichen Kritik geführt: das politische System, in dem wir leben, sei gescheitert. Trotz internen Ungewissheiten und äusserem Druck bleibt Hanna aber positiv: «Etwas passiert, das wir nicht einfach ignorieren können. Ich glaube, das kann niemand. Auch wenn sie nicht gut finden, was wir machen.»

Über die Mittel der Klimastreik-Bewegung lässt sich zwar streiten, aber über die Auswirkungen der Klimakrise nicht. **text & bild: flr**

Schon gewusst? Auch die Uni Bern will bis 2025 klimaneutral sein. Folge unserer Social Media Nachhaltigkeitskampagne, in der wir die Uni zu konkreten Massnahmen auffordern und Tipps für einen nachhaltigeren Studi-Alltag geben. Facebook: @SUBStudierendenschaftUniBern, Instagram: @sub\_unibe

## «Die Politik ist handlungsfähig, wenn sie will.»

*Corona beginnt oft mit einem trockenen Husten, gefolgt von Atemnot oder Fieber. Auch die Erde leidet an zunehmend kritischen Temperaturen. Ein Grund für parteiübergreifendes Handeln, sagt Klimaforscher Thomas Stocker.*

**Florian Rudolph: Die Erde hat Fieber. Wie lange steht diese Diagnose schon?**

Thomas Stocker: Die ersten Diagnosen fanden spannenderweise schon Ende der 30er Jahre des letzten Jahrhunderts statt. Es war die erste Studie, die einen Zusammenhang zwischen den Konzentrationen des Treibhausgases CO<sub>2</sub> und den Temperaturen fand. Heute wissen wir, dass die global gemittelte Temperatur allein in den letzten 120 Jahren um 1°C gestiegen ist. In der Schweiz ist es sogar 2°C wärmer geworden.

**Welche gesundheitlichen Folgen hat die Klimakrise für uns in Europa?**

Bis jetzt zeigen sich die gesundheitlichen Konsequenzen noch nicht im grossen Stil, aber sie kommen zum Beispiel bei extremen Hitze-Ereignissen zutage. Während der Hitzewelle 2003 sind schätzungsweise 70'000 Menschen gestorben, die besonders verletzlich gegenüber Hitze waren.

**Gemäss der European Environment Agency sterben jährlich 400'000 Menschen in Europa aufgrund von Luftverschmutzung. Was hat das mit der Klimakrise zu tun?**

Sieht man in einer Megastadt vor lauter Smog keinen Himmel, ist das Luftverschmutzung. Die Luftverschmutzung ist eine direkte Folge des Verkehrs und der Industrietätigkeiten. Die Klimakrise hingegen ist etwas anderes. Die Klimakrise betrifft die ganze Welt. Es sind nicht 400'000 Klimatote – Fakt ist aber, dass die Verwendung von fossilen Brennstoffen sehr gravierende Konsequenzen hat.

**Mehr als 34 Millionen Menschen haben sich bis anhin mit Corona infiziert. Wie viele Menschen leiden unter den Symptomen der Klimakrise?**

Bei Business-as-usual-Projektionen wird der Meeresspiegel in den nächsten 80 Jahren um etwa einen Meter ansteigen. Allein vom Meeresspiegelanstieg wären mehrere hundert Millionen Menschen betroffen. Menschen in Küstengebieten müssen Dämme bauen. Mittel- bis langfristig werden häufigere und stärkere Überschwemmungen zu einer Inlandbewegung führen.

**Menschen flüchten vor Überschwemmungen.**

**Flüchten sie vor der Klimakrise?**

Ich verwende das Wort «Klimaflüchtling» sehr zurückhaltend, denn es ist eine Kombination von Faktoren, die jemanden zu einer so strapaziösen Reise bewegt. Klimaerhitzung spielt aber eine zunehmend wichtige Rolle und es gibt Hinweise, dass das auch in Syrien so war. Es gab drei aufeinanderfolgende Dürreperioden der Jahre 2007 bis 2009, welche die syrischen Weizenvorräte massiv beeinträchtigt haben – überlagert mit einem instabilen politischen und gesellschaftlichen System hat das zum Ausbruch des Krieges geführt, der noch immer andauert.

**Gibt es weitere Langzeitfolgen, die alle Menschen betreffen?**

Vielen Menschen ist nicht klar, dass die Klimakrise auch zu einer Ressourcenkrise führen wird. Wenn Ressourcen wie Wasser knapper werden, dann beginnt man zu diskutieren. Wem gehört was? Wer hat wo Zugriff? Das kann effektiv zu Konflikten führen.

**Was können wir aus der Coronakrise für die Klimakrise lernen?**

Dass die Politik tatsächlich handlungsfähig ist – wenn sie will –, vor allem wenn die Klimakrise von allen Parteien gleichermassen anerkannt wird. In der Schweiz hat keine Partei gesagt, die Coronakrise gäbe es nicht. Dieses Argument war schnell weg vom Tisch. Genauso muss sich auch die Klimakrise endlich emanzipieren und aus dem links-rechts-Schema ausbre-

chen. Es muss eine parteiübergreifende Priorität werden, die Ressourcenkrise abzuwenden. Und es braucht koordinierte Massnahmen, Regeln und auch gewisse Verbote, um die Krise zu überwinden.

**Die Klimastreik-Bewegung fordert netto Null Treibhausgasemissionen bis 2030. Wie dringlich ist das?**

Es geht hier um Dekarbonisierung – die vierte industrielle Revolution. Da haben wir schon viel Zeit verloren und es ist extrem dringlich, darum ist diese Forderung richtig. Ich persönlich denke aber, die Umsetzung wird länger dauern. Es ist eine Herkulesaufgabe.



Thomas Stocker ist Präsident des Oeschger Zentrums für Klimaforschung an der Uni Bern und einer der renommiertesten Klimaforscher weltweit.

**Haben wir diese Zeit?**

Leider nein. Es gibt Dinge, die wir unweigerlich verlieren werden: Ich denke zum Beispiel an die Schönheit der alpinen Gletscher. Die Schweiz wird anders aussehen und das ist ein irreversibler Prozess. Aber die Ressourcenkrise und andere Katastrophen sind abwendbar. Diese Chance bleibt bestehen und ich denke, das ist enorm kostbar. Jetzt, mehr denn je, ist Engagement angesagt. **text: flr; bild: adrian moser**

# Das Schweizer Minus an Erasmus+

Ein paar Monate lang mal was ganz anderes machen. Ein paar Monate lang mal den üblichen Verpflichtungen entkommen. Ein paar Monate lang mal intensiv in eine Fremdsprache eintauchen. Das alles während des Studiums? Planbar über die App und gratis Sprachkurse mit inbegriffen? Das gibt's – nur halt nicht hier.

Das als europaweites Austauschprogramm bekannte Erasmus+ Programm läuft Ende dieses Jahres aus. Allerdings macht die Schweiz nicht mit – sie ist als Partnerland nur indirekt Teil des Programms. Sie kann zwar Studierende in Mitgliedstaaten aus dem Erasmus+ Programm entsenden und auch ausländische Studis empfangen, muss diesen Austausch aber eigenständig aufrechterhalten und finanzieren. Während andere Länder unkompliziert gleich den ganzen Erasmus-Blumenstraus bekommen, muss die Schweiz sich sozusagen um jede Blume einzeln bemühen. Das geschieht für Hochschulen im Rahmen des Swiss-European Mobility Programme – kurz SEMP. Dabei trägt die Schweiz die Kosten für die Menschen, die ein Semester in der Schweiz studieren, sowie die Kosten für Schweizer Studis, die ins Ausland gehen. Verwalten und verteilen tut das ganze Geld die Stiftung Movetia. Nicht inbegriffen in der Schweizer Lösung sind die gratis Sprachkurse oder die App, die es ermöglicht den Aufenthalt übersichtlicher zu planen. Dass wir uns nur an Erasmus+ angliedern können, ohne selbst dazuzuge-

hören, liegt an der politischen Sonderstellung der Schweiz. Als einziger EFTA Staat sitzt die Schweiz nicht mit am runden Tisch und gestaltet europäische Projekte mit, sondern muss sich im Rahmen ihrer Möglichkeiten einen eigenen Weg bahnen. Dementsprechend ist die Beteiligung der Schweiz am Programm kompliziert und ambivalent. Wie kam es zu der Schweizer Lösung? Was passiert 2021, wenn die aktuelle Programmgeneration ausläuft? Und was unternimmt der Bund dagegen?

**«Die EU kam auf den letzten Drücker mit Betragsforderungen, die die Schweiz kurzfristig nicht erfüllen konnte.»**

**Früher war alles besser**

1976 machte die EU den ersten Schritt in Richtung des heutigen Erasmus+ Programms: das «Aktionsprogramm im Bildungsbereich» setzte auf Kooperation innerhalb internationaler Hochschulsysteme, ohne die nationalen Kompetenzen für die Gestaltung des Bildungssystems zu beschneiden. Diese Logik liegt auch dem späteren Erasmus Programm zugrunde.

Anfang 1986 war es dann so weit: die Europäische Kommission legte ihren Vorschlag für ein neues Aktionsprogramm zur Förderung von studentischer Mobilität vor. Erasmus war geboren und sollte am 1. Juli 1987 in Kraft treten.

Fünf Jahre später war auch die Schweiz voll mit dabei, von 1992 bis 1995 und von 2011 bis 2013 konnten Schweizer Studierende vom gleichen Erasmus-Strauss profitieren wie die restlichen europäischen Studis. Als aber Ende 2013 das Programm auslief, war Anfang 2014 mit dem «Ja» zur Masseneinwanderungsinitiative das «Nein» der EU zu weiteren Erasmus+-Verhandlungen besiegelt.

### Die Schweizer Lösung

Noch Anfang 2013 war die Stimmung optimistisch, dass die Schweiz in der nächsten Programmgeneration 2014–2020 wieder mit dabei sein würde, sagt Gaétan Lagger vom schweizerischen Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation (SBFI). Bei den Verhandlungen konnte damals jedoch keine Einigung erzielt werden. Die Kosten hätten den vorgesehenen finanziellen Rahmen der Schweiz gesprengt: «Die EU kam auf den letzten Drücker mit Beitragsforderungen, die die Schweiz kurzfristig nicht erfüllen konnte», so Lagger. Gescheitert sei die Vollasoziiierung – also die Schweizer Beteiligung an Erasmus+ als Programm-land – dann aber nicht nur am Geld. So habe besonders die Masseneinwanderungsinitiative das Auseinandergehen weiter beschleunigt. Die EU war nicht bereit weiter zu verhandeln. Das habe die Schweiz gezwungen, schon im April 2014 eine Alternativlösung aufzubauen: die sogenannte Schweizer Lösung, im Hochschulbereich bekannt als SEMP. Die Schweizer Lösung ist nicht länger ein fertiger Blumenstrauß, sondern beschränkt sich auf den Austausch zwischen eigenständig aufrechterhaltenen Partnerschaften und deckt damit nicht das gesamte Angebotsspektrum von Erasmus+ ab. «Dennoch muss man natürlich betonen, dass wir sehr froh waren, die Mobilität aufrecht erhalten zu können», sagt Amanda Cramer von der Stiftung Movetia.



Die bilateralen Beziehungen gestalten die Schweizer Beteiligung an Erasmus+ als kompliziert.

Als die politischen Wogen soweit wieder geglättet waren, hat sich das SBFI im Jahr 2017 erneut um eine Vollasoziiierung bemüht – ohne Erfolg. Die Bemühungen wurden eingestellt, da für die nächste Genera-

tion 2021–2027 ohnehin ein neues Abkommen ausgehandelt werden muss. Durch die politischen Beziehungen zwischen der Schweiz und der EU ist das aber keine Sache von nur ein paar Wochen.

#### Verhandlungen mit der EU

Momentan laufen Gespräche, um zu klären, unter welchen Bedingungen die Schweiz an der kommenden Erasmus+ Generation teilnehmen kann. Wenn diese Bedingungen klar sind, ist die Schweiz bereit mit der EU in Verhandlungen zu gehen. «In der EU hat sich die Verabschiedung des Programmbeschlusses zu Erasmus 2021–2027 erheblich verzögert», so Lagger. Die Verzögerungen seien einerseits durch den

«Die einen stärken ihr Selbstbewusstsein, andere erlernen eine neue Sprache oder engagieren sich in der Freiwilligenarbeit.»

Brexit bedingt – da Entscheidungen dort aktuell dringlicher sind – sowie durch Corona zustande gekommen. «Deshalb ist ein Entscheid bezüglich der genauen Verhandlungspositionen erst im November oder Dezember dieses Jahres zu erwarten».

Sollte die EU weiterhin an ihrer Berechnungsgrundlage anhand des Bruttoinlandsprodukts (BIP) festhalten, wird die Teilnahme der Schweiz teuer. Wie wahrscheinlich eine Vollasoziiierung dann ist, werden die nächsten Monate zeigen. Während das Budget der Schweizer Lösung für vier Jahre auf 200 Millionen Franken beläuft, würde sich eine Vollasoziiierung 1 Milliarde Franken für sieben Jahre kosten. Somit kommt die Schweiz mit ihrer Sonderlösung momentan günstiger weg, obwohl sie die Outgoing und Incoming Studierenden finanzieren muss. Vergleichen lassen sich diese Beträge jedoch nicht, so Cramer: «Die Schweizer Lösung stellt nur eine Ersatzlösung dar, die 2014 sehr schnell implementiert werden musste. Sie versucht nur die Mobilität aufzufangen.»

#### Kooperation oder Alleingang?

«Der Bund will mit der Schweizer Lösung in den kommenden vier Jahren zumindest die aktuellen Beteiligungsmöglichkeiten sichern», so Lagger. Man sei aber davon abhängig, ob die Mobilitätsdestinationen, die unter Schweizer Studierenden besonders beliebt sind, überhaupt mit unseren Hochschulen zusammenarbeiten wollen. Dass der Schweizer Gestaltungsspielraum begrenzt ist, betont auch Cramer: «Die Schweiz agiert immer noch im europäischen Bildungsraum. Dort arbeiten 34 Programmländer zusammen in einem gemeinsam festgelegten finanziellen und rechtlichen Rahmen.» Das hiesse schlussendlich, dass die Schweiz diese Regeln übernehmen müsse. Die Sonderlösung trifft besonders die Zusammenarbeit zwischen den Universitäten, wo mehrere Agierende in engem Austausch sind und

einzelnen zusammengesuchte Verträge nicht helfen, «denn man kann in einem bilateralen System nicht das multilaterale System auffangen.» Das treffe letztendlich auch die Studierenden, da diese von den Kooperationsprojekten der Unis profitieren würden. So haben Schweizer Studierende ohne die Assoziierung an Erasmus+ weniger Mög-

Abseits von finanziellen Belangen ist eine Vollasoziiierung ein Zeichen eines geeinten Europas, das gemeinsam die Zukunft gestaltet, Rahmen für internationale Partizipation schafft und somit dem Potential unserer globalisierten Welt gerecht wird.

«Man kann in einem bilateralen System nicht das multilaterale System auffangen»

lichkeiten in der Gestaltung von internationalen Projekten. Eine Mobilitätserfahrung rät Cramer trotzdem allen Studis an, die neben besseren Jobchancen noch ganz persönliche Vorteile birgt: «Die einen stärken dadurch ihr Selbstbewusstsein und die eigene Anpassungsfähigkeit, andere erlernen eine neue Sprache oder engagieren sich in der Freiwilligenarbeit», auch Qualitäten wie Toleranz und Offenheit – dass man Dinge auch anders machen kann – reifen während eines Auslandsaufenthalts, «alles Fähigkeiten, die in der heutigen Welt mehr denn je gefragt sind.»

#### Worauf warten wir noch?

Eine allfällige Vollasoziiierung sei voraussichtlich frühestens 2022 möglich, sagt Lagger. Wie die Verhandlungen mit der EU genau aussehen werden, ist noch offen. Durch Verzögerungen seitens der EU muss sich die Schweiz gedulden, bis allfällige Verhandlungen möglich sind – Stichwort Brexit. Es ist aber kaum davon auszugehen, dass der Schweiz Zugeständnisse verwehrt werden, die andere Drittstaaten wie z.B. das Vereinigte Königreich erhalten.

#### Better safe than sorry

Vorgesorgt hat das SBFI schon, da die Schweiz den Start des neuen Erasmus+ Programms im Jahr 2021 fast sicher verpassen wird. Stattdessen wurde pünktlich zum Ende der Herbstsession der Budgetantrag für die unabhängige Schweizer Lösung bewilligt. Die Botschaft, die diesem Entscheid zugrunde liegt, kam vom SBFI. Somit kann Movetia die Mobilitätsaktivitäten für weitere vier Jahre finanzieren. Trotzdem ersetze die Schweizer Lösung Erasmus+ nicht, so Cramer: «Austausch funktioniert nicht im Alleingang. Zusammenarbeit auch nicht. Man kann einzelne Aktivitäten auf einem bilateralen Weg ersetzen, aber nicht ein komplexes Förderinstrument wie Erasmus+ es ist.» Es bleibt dabei: Die Schweizer Lösung deckt allein die Mobilität innerhalb des Erasmus+ Programms ab, der Strauss ist aber viel bunter – die Schweizer Lösung ist eine schwarz-weiss Perspektive. Ob monochromatisch oder bilateral: Ein Austauschsemester ist und bleibt eine absolut empfehlenswerte Erfahrung. **text: jub; bild: pixabay.com**

# Be better: Wissenschaft rebranded

**Schneller! Schneller! Schlechter!/? So lässt sich die heutige Wissenschaftskultur plakativ beschreiben. Es gilt Quantität statt Qualität und Zeitdruck statt Work-Life-Balance. Die Better Science Initiative versucht das zu ändern.**

<https://betterscience.ch>. Enter. Ein aufforderndes Gelb erstreckt sich über das ganze Fenster. Darauf steht in fetten schwarzen Buchstaben «Unsere Initiative fordert ein Umdenken in der akademischen Welt hin zu mehr Nachhaltigkeit, Diversität und Chancengleichheit.» Nachhaltigkeit meint hier die zwischenmenschliche Dimension: wie können wir miteinander umgehen, auf dass wir noch länger gemeinsam arbeiten wollen und Kraft aus unserem Schaffen schöpfen können?

Einmal nach unten gescrollt eröffnet sich die Möglichkeit, mehr zum Hintergrund der Initiative zu erfahren. *Ich möchte mehr erfahren! Klick.*

Die Better Science Initiative geht davon aus, dass unsere Hochschulen in Zukunft weiter neoliberalisiert werden. Das heisst, dass die Unis zunehmend wie Unternehmen strukturiert sind, Wettbewerb untereinander an Bedeutung gewinnt und die Quantität im Zweifelsfall wichtiger wird als die Qualität von Forschungspublikationen. Die Wichtigkeit von Publikationen – und welche Gefahren diese Beurteilung birgt – betont auch Lilian Fankhauser von der Abteilung für Gleichstellung an der Uni Bern und Projektleitung der Initiative: «Unser Ziel ist aufzuzeigen, dass man in der Wissenschaft auch erfolgreich sein kann, wenn man nicht 12 Stunden pro Tag

arbeitet.» Der Slogan «be better» appelliert: Auch Familie und Freiwilligenarbeit sollen mit der Arbeit vereinbar sein. Überstunden oder eine hohe Doppelbelastung für – meistens – Frauen\*, die Care-Arbeit leisten, seien aber an der Tagesordnung. Das führe zu grossen Stresssituationen: «Grade die kommende Generation kann und will diesem Druck nicht mehr gerecht werden.»

#### Resilienz als neues Motto

Gleichzeitig ist Fankhauser sehr dankbar, dass der Schweizerische Nationalfonds verkündet hat, nun Fördergelder für die Forschung nicht mehr nach dem *Impact Factor* vergeben zu wollen. Dieser hatte berücksichtigt, wie oft eine Publikation zitiert wurde – hat mit Qualität aber wenig am Hut. Stattdessen solle neu die *DORA Deklaration* bestimmen, welche Projekte finanzielle Unterstützung erhalten. Die neuen Bewertungskriterien schliessen auch unbezahltes Engagement und die Qualität von Publikationen mit ein. «Ich denke wir sind im richtigen Moment am richtigen Ort wenn wir sagen: «Wir brauchen eine neue, inklusive Wissenschaftskultur.» Die Initiative soll nicht nur den Status Quo verbessern, sondern die Hürden in der Wissenschaft abbauen und Resilienz schaffen. Damit sorgt sie vor, für Situationen wie während des Coro-

na-Lockdowns, als plötzlich viele Frauen\* wieder rund um die Uhr für die Kinder da waren und den Haushalt geschmissen haben. Tatsächlich haben Frauen\* in dieser Zeit weniger produktiv gearbeitet, während Männer\* sogar effizienter waren als normalerweise, das hat eine Studie aus Zürich ergeben. Diese Situation zeigt exemplarisch ein weiteres Problem der Wissenschaft auf: die Fristen.

#### Kooperation statt fixen Deadlines

«Ich habe ein Mobilitätsstipendium für die Vereinigten Staaten bekommen um Feldforschung zu betreiben und kann nicht hin – wie mache ich das?» Das sind für Fankhauser Stressfaktoren, die behoben werden können. «Wir versuchen diese Coronaverzögerungen gesamtschweizerisch zu koordinieren», sagt sie. Wichtig sei, dass sich die Unis untereinander absprechen und alle dieselben Chancen bekommen.

Die Fristen können aber auch ohne dass es einer Pandemie bedarf, verlängert werden. Das gilt nicht nur für Auslandsaufenthalte sondern auch für sogenannte *Assistenzprofessuren mit Tenure-Track*. Das bedeutet, dass Promovierende vier Jahre Bewährungszeit haben für ihre Assistenzprofessur, und in dieser

Zeit ihre Habilitation oder den Post-Doc fertig machen. «Diese klaren Fristen lassen sich nicht immer einhalten, z.B. mit einem Neugeborenen Zuhause – dadurch fallen viele gute Frauen\* aus der Wissenschaft raus». Fankhauser nennt das *leaky pipeline*. Doch nicht nur Menschen weiter oben auf der akademischen Leiter können von der Initiative profitieren, betont Joel Schaad, Projektkoordinator der Initiative: «Durch die Handlungsaufforderungen können Studierende ihre Dozent\*innen und Profs in die Verantwortung ziehen, gerade was die Betreuung anbelangt». Das sei insbesondere wichtig, da Studis so ihr zukünftiges Arbeitsumfeld schon heute mitgestalten können, «dieses «Drauf-Aufmerksam machen» hilft, den Thematiken, die Better Science aufzeigt, Relevanz und Sichtbarkeit zu verleihen.»

#### Langfristige Vielfalt statt langwieriger Doppelbelastung

Fankhausers Beobachtung:

Generell bleiben Frauen\* relativ lange an der Uni. «Erst als Student\*in, dann als Promovierende, anschliessend als Post-Doc, vielleicht habilitieren sie noch», das sieht soweit ganz gut aus, doch sie bleiben nicht lange in diesen Positionen. «Plötzlich sind alle Frauen\* weg, weil sie inzwischen schon zwei Kinder bekommen haben und ausge-

**«Dann sind sie mit über 40 erst zu spät an dem Punkt, wo sie Professor\*in werden könnten.»**

brannt sind von dieser Doppelbelastung. Das ist schade, weil sie gut wären!» Durch diese Arbeitslast ist es Frauen\* nicht möglich, so viel zu publizieren. Und damit verzögert sich die Karriere: «Dann sind sie mit über 40 erst zu spät an dem Punkt, wo sie Professor\*in werden könnten.»

Trotzdem ist es Fankhauser wichtig zu betonen, dass sich die Better Science Initiative nicht explizit an Frauen\* richtet, sondern an alle Menschen, die etwas an der «Ellenbogen-Kultur» in der Wissenschaft ändern wollen. «Damit ist es explizit kein Gleichstellungsprojekt», sagt sie, «sondern es geht um eine Vielfalt von

Better Science basiert auf folgenden Überzeugungen:

- Die Hochschule ist zunehmend wie ein Wirtschaftsunternehmen strukturiert.
- Der Wettbewerb unter Wissenschaftler\*innen geht auf Kosten der Kreativität und wissenschaftlicher Freiräume.
- Quantität ist wichtiger als Qualität in der Publikation von Forschungsergebnissen.

Menschen, die sich nicht des Bildes des sozial völlig inkompetenten Wissenschaftlers bedient, der nur an die Forschung denkt.»

#### Zeitarmut in den Top 10 der Stressfaktoren

Der Algorithmus auf der Website fragt mich über meinen Arbeitsalltag. *Ich kann mich selten lange auf dieselbe Aufgabe konzentrieren. Klick.* Soginge es vielen: *Fragmentierung von Arbeit*, lautet das Stichwort auf der Website. Sie mindert Produktivität und Arbeitszufriedenheit. Dazu kommt der Druck durch viele Wochenarbeitsstunden. Tatsächlich leidet gerade der Mittelbau, also z.B. die Assistierenden, unter vielen Überstunden – teilweise unbezahlt. Auf der Website steht, dass eine Umfrage unter Nachwuchswissenschaftler\*innen mit Vollzeitstelle auf Arbeitspensen von 46 Stunden bei Doktorand\*innen und 55 Stunden bei Assistenzprofessor\*innen kommt. Somit schafft es Zeitarmut unter die traurigen Top 10 der Stressfaktoren in der Wissenschaft. Aber wie steht

unterzeichnet und dann als Verweis unten in die E-Mail-Signatur schreibt: «Better Science, mehr Qualität statt Quantität, ich beantworte meine Mails nur unter der Woche» heisst das, von mir wird als Hilfsassistent\*in nicht erwartet, dass ich am Wochenende Zuhause meine Mails lese.» Es sei völlig klar, dass die Vorgesetzten mit gutem Vorbild voran gehen. «Die Erwartungen ans Gegenüber ändern sich. Das ist ein Kulturwandel!»

#### Verantwortung in Aussicht

Es bleibt eine Sache der Eigenverantwortung. Vorerst lautet das Ziel: 5'000 Unterschriften im nächsten halben Jahr und 20'000 in vier Jahren. Das sei erst noch hochgegriffen, eine *Tour d'Horizon* komme aber noch, während der sich die Better Science Initiative schweizweit bekannter machen möchte. Solange bleibt zu hoffen, dass sich auch die Universitätsleitung diesen Handlungsaufforderungen anschliesst, so Fankhauser: «Dann müsste die Uni Kriterien festlegen, die knapp 600 Professuren mit ins Boot holen und sagen: «Wir erwarten, dass diese Kriterien berücksichtigt werden.» Das heisst zum Beispiel Workshops zur Work-Live-Balance zu implementieren, Führungsseminare anzubieten und die Menschen in Diversität zu schulen.

Bis dahin bleibt, die Handlungsaufforderungen durchzulesen und sich diese zu Herzen zu nehmen: Das heisst konkret, auch Freiwilligenarbeit sichtbar zu machen; sich Zeit zum Denken zu nehmen, um Qualität zu wahren; bewusst zu priorisieren und unsere Entscheidungen achtsam zu kommunizieren – sich selbst und anderen zuliebe. Durch Kritikfähigkeit und Wertschätzung ermöglichen wir eine gesunde Wissenschaftskultur, die es wiederum ermöglicht ganzheitlich zu bewerten; Grenzen von Mitarbeitenden zu wahren; und ein «Nein» zu Zusatzbelastungen zuzulassen.

Denn die heutigen Mitarbeitenden sind die Führungskräfte von morgen. **text: jub**

# Karma

GUTES KARMA  
GIBT'S JETZT AUCH  
IN BERN

Karma-Shop \* Neuengasse \* Bern

Mo bis Mi, Fr 7-19 Uhr \* Do 7-21 Uhr \* Sa 7-17 Uhr

Das Karma-Team freut sich auf dich.